

Renate Haberer - Krauss, Helen Behr

Durch die Kühnheit meines Vaters

... überlebten wir.



JUDISCH
IN F
Der
18.
Ok
1941

Minutenlange Leben im

der "Zwangsarbeit"

in der Nacht

ank:
W
sch
sing-R

Er

Renate Haberer – Krauss, geboren am 23. Dezember 1933 in Offenburg.
Von 1939 bis 22. Oktober 1940 Schülerin der Zwangsschule für jüdische Kinder in
Freiburg. Deportiert nach Gurs. Überleben in verschiedenen Kinderheimen in
Südfrankreich und in der Schweiz. Reneé Haberer – Krauss lebt heute mit ihrem
Mann in Chicago.

Helen Behr, geboren in New York.

*... Es gibt noch etwas, was ich dir erzählen muss. Die französische
Widerstandsbewegung Resistance*, die in Gurs sehr aktiv ist, hat gehört, was im Zug
passiert ist und auch, wie ich den Kommandanten gebeten habe, mit den Männern arbeiten zu
dürfen. Eines ihrer Mitglieder hat mich heimlich aufgesucht und gefragt, ob ich ihnen helfen
wolle. Alles was in meiner Macht stehe, würde ich tun, um Hitler und die Nazis zu bekämpfen,
habe ich geantwortet. „Wie kann ich helfen?“ – „Wir brauchen jemanden hier im Lager, der
den politischen Gefangenen hilft zu entkommen“, hat er gesagt. - „Wie könnte ich das?“ –
„Wir würden Ihnen einen Job in der Küche besorgen, die außerhalb des Lagers von den
Quäkern unterhalten wird und von einer protestantischen Organisation, die sich „Cimade“
nennt.*

*Ihre Aufgabe wird sein, die großen Töpfe, die mit Essen gefüllt sind, ins Lager zu
rollen und wieder hinaus. Hin und wieder wird man Sie bitten, einen Gefangenen in einem
dieser Töpfe an den Wachen vorbei hinaus zu rollen. Wenn man Sie fasst, werden wir Ihnen
nicht helfen können. Sie wissen, was das bedeutet.“*

*Ruth schmiegte sich eng an ihren Mann, als sie das hörte. „Es ist so gefährlich!“
„Ich muss es tun. Ich muss alles tun, was ich kann, um diesen Wahnsinn zu beenden. Ich kann
mich nicht einfach zurücklehnen und die andern kämpfen lassen. Ich muss alles mir Mögliche
tun, um für das zu kämpfen, an das ich glaube!“ ...*

Wir danken Irene Vogel
für die Übersetzung aus dem Amerikanischen

Titelbild Collage: Marco De Nardo
Bilder aus dem Privatarchiv Wiltrude Hene – Lavelle

Hrsg: Rosita Dienst – Demuth, Geschichtswerkstatt an der Lessing-Realschule FR
„Zwangsschule für jüdische Kinder in Freiburg 1936 – 1940“

WIDMUNG

*Dieses Buch ist gewidmet dem Andenken an meine Eltern,
Gustav und Ruth Haberer, an meine Schwester Ellen,
meine Oma und meinen Opa
und dem Andenken an
die mehr als eineinhalb Millionen jüdischen Kinder,
die nicht lange genug leben durften,
um ihre Geschichte zu erzählen.*

Inhalt

Einleitung	1
Kapitel 1 Renate 1944	2
Kapitel 2 Der Wind dreht sich	5
Kapitel 3 Kristallnacht	8
Kapitel 4 Nach der Kristallnacht	14
Kapitel 5 Deportation	18
Kapitel 6 Die Zugfahrt	21
Kapitel 7 Das Lager von Gurs	24
Kapitel 8 Gustel Haberer	27
Kapitel 9 Der Abschied	30
Kapitel 10 Sur Aspet	31
Kapitel 11 Weiter nach Limoges	33
Kapitel 12 Noch ein Abschied	38
Kapitel 13 Auf dem Weg in die Sicherheit	42
Kapitel 14 Schweiz	44
Kapitel 15 1945	49
Epilog	52

EINLEITUNG

Obwohl ich die ersten Jahre meines Lebens unter Hitlers Terrorherrschaft gelebt habe, wuchs ich umgeben von Liebe, Schutz und Fröhlichkeit auf, ein glückliches, zärtliches und freches kleines Mädchen.

Am 22. November 1940 spürte ich zum ersten Mal, dass etwas Schlimmes in mein Leben trat, vor dem meine Eltern mich nicht schützen konnten. Damals wurden die 6.500 Juden, die in Baden und Rheinland Pfalz geblieben waren, darunter auch meine Familie, aus ihren Häusern getrieben und in das Lager in Gurs deportiert.

Ich hatte viel Schreckliches erlebt, bevor ich am 23.12.1940 in Gurs meinen siebten Geburtstag feierte. Bis dahin hatte ich die Kristallnacht überlebt, den Flug nach München, die Deportation und schließlich das Leben im Lager von Gurs zwischen Hunger, Tod und Schlamm. Ich hatte Dinge erlebt, von denen ein Kind in dem Alter eigentlich noch nichts wissen sollte. Aber herzerreißender Kummer, Angst und Verzweiflung waren mir fremd bis zu dem Tag im Februar 1941, als ich am Bahnhof von d'Orlean von meiner Mutter getrennt und zum Kinderheim von Sur Aspet gebracht wurde.

Meine Eltern hatten mich auf die Trennung vorbereitet, aber trotz allem, was ich damals verstand und akzeptierte, trotz all meiner Anstrengung vor der Zeit erwachsen zu werden, um meiner kleinen Schwester und mir zu helfen, all die Strapazen zu überleben, die uns bevorstanden – trotz allem war ich doch nur ein Kind, ein Kind, das seine Kraft und Hoffnung aus dem Versprechen der Mutter schöpfte und aus seinem eigenen festen Glauben, dass G--t schon für ein gutes Ende sorgen würde, weil die Juden doch nichts Böses getan hatten.

Ich habe die Erinnerung an diesen Lebensabschnitt mehr als ein halbes Jahrhundert in mir getragen. Erinnerungen, die mich zwar manchmal traurig machen, die aber meistens schön sind. Denn viele Erinnerungen an jene Zeit sind gut, es sind Erinnerungen an Menschen, die mir lieb geworden sind, Menschen, die freundlich zu einem kleinen Mädchen waren, Menschen, die ihr Leben riskiert haben, um mir zu helfen.

Aber die liebsten Erinnerungen sind die an meine Eltern und meine Familie, an die Liebe, die Kraft, den Humor und die Hoffnung, die sie mir bereitwillig schenkten, und an das starke, unwandelbare Vertrauen, das sie in mir weckten. Vertrauen, das nicht enttäuscht wurde, denn, G--t sei Dank, haben wir überlebt, mein Papa, meine Mama, meine Schwester, meine Oma und ich.

KAPITEL 1

Renate 1944

Es war bitterkalt und Renate kuschelte sich fröstelnd unter der Decke zusammen. Aber nicht die beißende Schweizer Herbstkälte war verantwortlich dafür, dass Renate so fror, sondern die schreckliche Leere in ihr. Manchmal glaubte sie, es würde ihr niemals mehr warm werden.

Warum war sie ohne ihre Eltern in einem fremden Land? Ein elfjähriges Mädchen sollte bei ihren Eltern und ihrer Familie leben – und sie war hier, weit weg von allen, die sie liebte und kannte. Warum nur? – fragte sie sich. Wie war es dazu gekommen?

Am Tag dachte Renate nicht darüber nach. Sie ging wie jede andere Elfjährige zur Schule, traf Freunde, las Bücher und erledigte ihre Pflichten in dem Internat, in dem sie lebte. Aber im Dunkel der Nacht wurde sie von dem Gefühl der Einsamkeit überwältigt. Dann nämlich wurden ihr klar, wie weit weg alle waren, die sie liebte. Dann nämlich vermisste sie ihre Mama und ihren Papa ganz verzweifelt, aber ihre Eltern waren weit, weit weg, in Frankreich, und sie war hier in der Schweiz. Sie hatte nichts mehr von ihnen gehört, seit sie 1942 in die Schweiz gekommen war. Damals war sie noch nicht ganz 10 gewesen.

Renate wusste, das sie dankbar sein sollte, dass ihre Eltern sie an einen sicheren Ort geschickt hatten; aber wie sehr wünschte sie sich bei ihnen zu sein. Egal wie schlimm alles war, es war ganz sicher besser zu ertragen im Kreise der Familie.

Die heutige Nacht war ganz besonders schrecklich gewesen. Fräulein Eichhorn, die Schulleiterin, war sehr launisch und manchmal ließ sie ihre Laune einfach an allem und jedem aus. Heute war so ein Tag gewesen. Man hatte ihr nichts recht machen können. Sie hatte den ganzen Tag rumgeschrien, und wenn es etwas gab, was Renate noch nie hatte leiden können, war es Geschrei. Fräulein Eichhorn war besonders grausam zu Hannah gewesen, die eine von Renates besten Freundinnen war.

Hannah war dabei das Geschirr vom Abendessen abzuwaschen, als das Fräulein einen Fleck auf einem der Teller bemerkte. Ohne ein Wort zu sagen packte sie Hannah und schlug sie so fest, dass sie rote Fingerabdrücke auf Hannahs Wange hinterließ.

Durch die Wucht des Schlages ließ Hannah den Teller fallen und er zerbrach auf dem Boden in viele kleine Stücke. Das machte Fräulein Eichhorn noch wütender und sie schrie los und sagte zu Hannah, sie sei eine wertlose Person. Sie schrie so laut, dass Hannah nicht einmal mehr richtig deutsch sprechen konnte. Natürlich konnte sie das nicht, dachte Renate. Sie kam aus Polen. Sie konnte polnisch und yiddish sprechen, aber deutsch lernte sie gerade erst. Konnte das Fräulein das denn nicht verstehen?

Hannah sah so verloren aus, so allein, wie die Tränen über ihr Gesicht liefen. Fräulein Eichhorn hatte überhaupt kein Mitleid mit einem einsamen kleinen Mädchen, dessen Familie verschwunden war, nachdem die Nazis sie festgenommen hatten. Es war alles so unfair.

Alles war unfair. Renate brauchte ihre Mama, ihre kluge, wunderschöne Mama. Sie brauchte sie, damit sie sie festhielt und tröstete und damit die Welt wieder in Ordnung kam. Sie wollte weinen, ohne sich darum kümmern zu müssen, wer sie hörte. Sie sehnte sich danach, geliebt zu werden.

Tränen rannen über Renates Gesicht und sie rieb sich ärgerlich die Augen. Niemand im Schlafsaal sollte sie weinen hören.

„Nein“, sagte sie zu sich, „ich werde nicht weinen. Ich werde tun, was Mama mir geraten hat zu tun, wenn ich einsam bin. Ich soll meine Augen zumachen und dann werde ich

sie, Papa, Oma, Opa und Ellen sehen. Geh zurück!“, flüsterte sie sich zu, „geh ganz zum Anfang zurück! Denk an etwas Wunderschönes! Denk an... denk an unser Haus.“

Renate ließ ihre Gedanken zurück zu ihrem ersten Heim wandern. Ihre Familie hatte in einer schönen großen Villa in der kleinen Stadt Offenburg gelebt, in Deutschland. Die Villa stand mitten in einem herrlichen Garten. Mama liebte Blumen und hatte einen der schönsten Gärten in der Stadt gehabt. Renate war zu jung gewesen, um die Namen der Blumen zu kennen, aber sie würde nie die Fülle der hellen Rot- und Pinktöne vergessen, das strahlende Gelb und das leuchtende Weiß. Sie konnte beinahe den herrlichen Duft riechen, der von ihnen ausging. Sie konnte das dunkle Grün der vielen Nadelbäume sehen und ihren eigenen Lieblingsplatz hinten im Garten, wo sie immer gespielt hatte. Als sie klein war, nahm sie ihren geliebten Teddy Albert und setzte sich in den Schatten der Tannen, erfand magische Geschichten und erzählte sie ihm. Sie hielt ihn in ihren Armen und sang ihm von Hänsel und Gretel vor, ein Lied, das sie sehr liebte.

Dann, in ihrer Erinnerung, betrat Renate das Haus. Es war sonnendurchflutet. Natürlich, das wusste auch Renate, hatte es Regentage und Wolken und Schnee gegeben, aber irgendwie konnte sie sich nur an hellen Sonnenschein erinnern.

Der Salon oder das Wohnzimmer kam zuerst. Die große Fensterfront überblickte den Garten. Die Möbel waren aus dunklem, wertvollem Mahagoni, das Sofa war mit rotem Samt bezogen und überall standen grüne Pflanzen.

Dann ging sie ins Esszimmer. Renate erinnerte sich an große Familienessen. Auf dem Tisch lag eine weiße Damasttischdecke. Großeltern, Onkel, Tanten, Cousins und Freunde versammelten sich, um die jüdischen Feiertage zu begehen. Es gab ganz besondere Gerichte. Am Rosh Hashanah, dem jüdischen Neujahr, gab es süßsauen Fisch, Brathähnchen, Braten, und das Beste war, speziell für sie, ihr Lieblingsnachtisch: Mohrenkopf. Das war ein mit Sahne gefüllter Ball, der mit Schokoladenglasur überzogen war. Es gab noch andere Kuchen und Süßigkeiten zum neuen Jahr, und der Klang von glücklichen Stimmen und fröhlichem Lachen erfüllte den Raum.

Renate dachte an das schöne Passahfest, wenn sie wieder zusammen kamen, dieses Mal zum Seder. Wieder wurde ein schneeweißes Tischtuch auf dem großen Tisch ausgebreitet. Funkelnde Kristallkelche wurden mit Wein gefüllt. Die Kerzen glänzten, als Papa und Opa erneut erzählten, wie die Juden aus der ägyptischen Gefangenschaft entkommen waren. Man hatte die Kinder gebeten sorgfältig zuzuhören, aber in der Aufregung sprachen und lachten sie miteinander. Die Erwachsenen baten sie immer wieder still zu sein, aber sie lächelten auch und sahen sich verständnisvoll an. Sie konnten sich an die Seder ihrer eigenen Jugend erinnern, und sie wollten, dass ihre Kinder dieselben guten Erinnerungen daran haben würden. Oh ja, es war wundervoll damals, ein kleines jüdisches Mädchen zu sein.

Renate seufzte und setzte ihren Rundgang durch das Haus fort. Sie ging durch das Zimmer, in dem ihr Vater manchmal arbeitete, und kam in das Nähzimmer. Beim Gedanken an das gemütliche, freundliche Zimmer strahlte sie. Das war der Raum, in dem ihre Mutter und sie so viele Stunden verbracht hatten, als sie allein waren. Ihre Mutter hatte so gern genäht und arbeitete oft an der Nähmaschine. Dann saß Renate auf einem kleinen Hocker neben ihr. Während die Maschine monoton sang, erzählte Mama ihr Geschichten. Renate liebte vor allem die aus Mamas Kindheit. Sie erzählte Renate von dem Haus in der Stadt Bergen. Sie erzählte von Oma und Opa und von ihrer Schwester Martha, die Renate so liebte, von ihrer Schule, ihren Büchern, ihren Cousins und Freunden und all den kleinen und großen Ereignissen in ihrem Leben.

Ihre Mutter erzählte ihr von der Wandergruppe, zu der sie, wie die meisten jungen Deutschen, gehört hatte. Die Gruppe machte lange Wanderungen in den Bergen und Wäldern,

und Mama beschrieb die Schönheit der deutschen Landschaft. Sie sang die Lieder, die sie auf ihren Ausflügen gesungen hatten – und die kleine Renate oder Rena, wie sie liebevoll genannt wurde, konnte kaum erwarten, dass sie endlich alt genug war um auch mit zu wandern.

Am liebsten hörte Renate, wenn ihre Mutter von der großen Schultüte erzählte, die mit Süßigkeiten gefüllt war. Ihre Mutter hatte sie am ersten Schultag bekommen. Alle Kinder in Deutschland bekamen zum Schulanfang so eine Tüte, fast so groß wie sie selbst, und Renate strahlte vor Freude beim Gedanken an all die Süßigkeiten. Sie war allgemein ein schlechter Esser, aber von Süßem konnte sie nicht genug bekommen.

Am schönsten war es im Nähzimmer, wenn Tante Thekla kam. Dann setzte sie sich mit ihrer Mutter an einen kleinen runden Tisch und trank Kaffee und aß kleine, leckere Kuchenteilchen. Renate saß dabei glücklich mit Albert, ihrem Teddy, unter dem Tisch und hörte den Erwachsenen zu. Sie wollte immer alles über die Menschen wissen, und so hörte sie gerne zu, wenn man über die, die sie kannte, sprach.

Sie erinnerte sich an den Rest des Hauses, die Küche und das Schlafzimmer, in dem eine von Renates Freundinnen wohnte, das Hausmädchen Anna. Sie stieg die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer mit dem Himmelbett. Es war so hoch, dass sie auf einen Hocker klettern musste um hinein zu steigen. Sie hatte das Bett bekommen, als ihre kleine Schwester Ellen geboren wurde, und ihr Papa hatte ihr gesagt, dass es jetzt für immer ihr gehören würde. Wie sie dieses Bett geliebt hatte!

In Gedanken guckte sie in das Zimmer ihrer Kinderfrau, in das Schlafzimmer und Wohnzimmer der Eltern und in das Kinderzimmer der Schwester. Sie ging weiter nach oben auf den Speicher, wo Mama ihre alten Kleider und Puppen aufbewahrte und die anderen Andenken an ihre Kindheit in Bergen. Es hatte Renate Spaß gemacht, sich dort zu verkleiden und mit ihren Cousins und Freunden Familie zu spielen.

Renate dachte daran, wie sorglos sie damals leben konnte. Sie wusste, dass ihre Eltern sie immer lieben würden, auch wenn sie in Schwierigkeiten geriet oder etwas Falsches tat, Vielleicht waren sie ärgerlich oder schimpften mit ihr, aber an ihrer Liebe änderte das nichts. Aber heute ist das anders, dachte sie. Heute muss ich immer über die Folgen nachdenken. Das ist so schwer. Würde sie jemals wieder so geliebt werden, so ohne Vorbehalt?

Wann hatte sich ihr Leben nur so geändert? Sie dachte darüber nach, aber sie konnte keine Antwort finden. Ihre Augen wurden schwer, und sie versuchte an etwas Schönes zu denken. Sie sah ihre Familie um den Tisch versammelt. Es gab heiße Schokolade in weißen Tassen und knusprige Brötchen mit süßer Kirschmarmelade. Sie konnte den süßen, vollen Geschmack der Schokolade in ihrem Mund spüren und fühlen, wie sie warm den Hals hinunter rann. Sie konnte die tiefe Stimme von Papa hören, seine funkelnden blauen Augen sehen, das süße Lächeln von Mama – und mit diesem Bild vor ihren geschlossenen Augen schlief Renate langsam ein.

KAPITEL 2

Der Wind dreht sich

Am nächsten Morgen, als Renate aufwachte, dachte sie wieder daran, wie anders ihr Leben jetzt war. Sie musste ihre Vergangenheit befragen. Sie musste es wissen. Was war geschehen? Wann hatte sich ihr Leben so grundlegend geändert? Wann hatten sie aufgehört, Deutsche zu sein, und waren nur noch Juden? Wann war „Jude“ zu so einem schrecklichen Wort geworden? Renate wusste, dass ihre Eltern in Deutschland geboren waren, genau wie ihre Großeltern und auch ihre Urgroßeltern. Sie hatten in Deutschland gelebt, gearbeitet, gespielt. Sie hatten sogar für Deutschland gekämpft. Obwohl sie Juden waren, hatten sie sich immer zuerst als Deutsche gefühlt.

Renate erinnerte sich an eine Geschichte, die Papa ihr erzählt hatte. Als sein älterer Bruder im 1. Weltkrieg getötet wurde, war Papa, Gustl Haberer, erst 16 gewesen. Doch als das Telegramm kam, das der Familie die traurige Botschaft überbrachte, lief Papa aus dem Haus um zur Armee zu gehen. Er war zwar ganz verzweifelt über den Verlust des geliebten Bruders, konnte aber den Gedanken nicht ertragen, dass kein Haberer mehr für das Vaterland kämpfte.

War das nicht der beste Beweis dafür, dass er ein treuer Deutscher war? fragte sich Renate.

Der Papa ihrer Mama, ihr geliebter Opa, hatte auch als Held im 1. Weltkrieg gekämpft. In der Schlacht von Verdun rettete er seine ganze Kompanie und brachte sie in Sicherheit. Dabei wurde er von einem Granatsplitter getroffen und verlor ein Auge; aber sobald er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, bestand er darauf wieder an die Front zu gehen. Für seine Tapferkeit wurde er mit dem höchsten Kriegsorden ausgezeichnet, dem Eisernen Kreuz. All das schien vergessen, als Hitler an die Macht kam. Renate zitterte, als sie an Hitler, die Gestapo, die Braunhemden und ihre schreckliche Grausamkeit dachte – aber das kam erst später.

Für Renate war das Leben damals glücklich und sorgenfrei gewesen. Sie dachte an ihre geliebte Heimatstadt Offenburg. Sie dachte an die vielen dunklen Tannen, die der Gegend den Namen Schwarzwald gaben. Sie dachte an die roten Dächer, den hohen Kirchturm, die bunten Blumenkästen und vor allem an den Bahnhof. Sie hatte die Züge so geliebt.

Aber vor allem hatte sie ihre Familie geliebt. Ihren Vater, groß, gut aussehend und stark. Er hatte schwarze Haare und einen dichten schwarzen Schnurrbart. Seine Augen hatten fast immer gelacht. Wenn die Familie zur Synagoge ging, saß Renate oben bei den Frauen und den anderen Mädchen. Sie sah hinunter auf die betenden Männer. Ihre Augen entdeckten immer gleich ihren hoch gewachsenen Papa. Sie wusste, dass er der bestaussehendste Mann in der Synagoge war, besonders wenn er den „Tallit“ trug, den Gebetsschal, den die jüdischen Männer in der Synagoge trugen. Sein „Tallit“ hatte einen breiten hellblauen Streifen, der mit Silberfäden durchwirkt war. Wie stolz Renate dann gewesen war!

Sie war genauso stolz auf ihre schöne, sanfte Mama mit ihren milden dunklen Augen, ihrem gewellten schwarzen Haar, ihrer hellen Haut und ihrem zärtlichen Wesen.

Dann gab es noch ihre kleine Schwester Ellen, ihre liebevollen Großeltern, Tanten, Onkel, Cousins und Freunde. Es gab so viele Menschen, die sie liebten und die von ihr geliebt wurden.

Renate erinnerte sich, dass sie nicht gewollt hatte, dass ihre Eltern noch ein Baby bekamen. Ihre Eltern versuchten sie zu überzeugen, wie wundervoll es sein würde, eine Schwester oder einen Bruder zu haben. Dennoch war sie nicht glücklich gewesen bei dem

Gedanken, ihre Mama und ihren Papa teilen zu müssen. Aber weil sie merkte, dass ihre Eltern auf ihre Zustimmung hofften und weil sie sie nicht enttäuschen wollte, sagte sie, sie sei einverstanden. Da erklärte Papa ihr, dass sie dem Storch helfen müsse, wenn sie wirklich ein Baby wolle. Sie solle dem Storch jede Nacht zwei Zuckerstücke hinlegen, und wenn er genug Zucker hätte, würde er den Haberners ein Baby bringen.

Renate hatte also jede Nacht pflichtbewusst zwei Stück Zucker rausgelegt, und eines Novembertags kam Papa in ihr Zimmer, setzte sich auf ihre Bettkante und nahm Renate auf den Schoß. „Stell dir vor, weil du ein so braves Mädchen warst und dem Storch jede Nacht die Zuckerstücke hingelegt hast, hat er dir eine kleine Schwester gebracht.“ – „Oh nein, Papa!“ rief Renate, „ich habe die Zuckerstücke wohl rausgelegt, aber ich habe sie später doch gegessen.“ – „Na ja“ lächelte Papa, „ich denke, er hätte dir die Schwester sowieso gebracht.“

Und jetzt bin ich so glücklich, dass es Ellen gibt. Sie ist die einzige hier in der Schweiz, die ich noch habe von meiner ganzen Familie. Nicht, dass sie bei mir ist, aber ich weiß wenigstens, dass sie nicht zu weit weg ist. Trotzdem war es damals, in jenen glücklichen Tagen, nicht immer so toll mit einem Baby.

Ellen war ein besonders niedliches Baby und Renate fand es gar nicht schön, wie alle sich nur um das Baby kümmerten. Da hatte sie eines Tages eine Idee. Ganz allein ging sie zu dem Schönheitssalon ihrer Mutter und bat Mamas Friseurin: „Bitte mach mich schön! Ich habe kein Geld, aber ich bezahle, wenn ich groß bin.“ Die Friseurin sah das kleine Mädchen, das sie gut kannte, an und sagte: „Rena, du bist doch schon schön!“

Das war die kleine fünfjährige Rena wirklich. Sie hatte glänzendes schwarzes Haar, das ein breiter Haarreif bändigte, und verschmitzte braune Augen. Sie war lebhaft und gescheit und vor allem liebte sie die Menschen. Sie sprach jeden an, interessierte sich für ihn, und dafür mochten die anderen sie. Sie war so lebensfroh und voller Einfälle. Es machte einfach Freude, mit ihr zusammen zu sein.

Sogar Ellen wollte immer bei ihrer großen Schwester sein, und endlich fand auch Renate einen Grund um ihre kleine Schwester zu lieben. Sie fand heraus, dass man Ellen als menschlichen Mülleimer verwenden konnte.

Renate war ein ganz schlechter Esser. Sie wollte ihren Grießbrei, ihr Fleisch und Gemüse nie aufessen. Mama drängte sie dazu, damit sie groß und stark würde. Sie sagte ihr, wie gut sie es hätte, dass sie genug zu essen bekäme. Sie solle doch an die armen Kinder denken, die verhungern müssten. Renate hätte gern ihr Essen den hungernden Kindern gegeben. Sie verstand nicht, was es ihnen helfen sollte, wenn sie mehr essen würde. So war es klar, dass die Mahlzeiten für Renate eine Qual waren. Aber dann, eines Tages, machte sie eine tolle Entdeckung. Sie fand heraus, dass Baby Ellen das Essen, was ihr Renate heimlich zusteckte, voll Freude verspeiste. Sie aß ja so gern.

Ellen war noch nicht alt genug für normales Essen. Das glaubte jedenfalls ihre Mutter, und so verbrachte sie viel Zeit damit Gerichte zu kochen, die das Baby, ohne zu kauen, schlucken konnte. Renate war das egal, und sie gab Ellen einfach alles, was sie nicht mochte. Renate wollte immer, dass Ellen neben ihr saß. Jetzt liebte das Baby seine große Schwester, weil sie von ihr gefüttert wurde. Mama war glücklich, dass Renate endlich besser aß, und so, fand Renate, war jeder glücklich.

Wenigstens glaubte Renate, dass jeder glücklich war, denn ihre Eltern beschützten sie vor dem Schrecken, der ihr Heimatland bedrohte.

Was war geschehen? Renate wusste nicht, dass 1933 alle jüdischen Ärzte, Zahnärzte, Anwälte und Lehrer ihre Zulassung verloren hatten und dass die jüdischen Geschäfte boykottiert wurden. Deutsche durften mit jüdischen Händlern keine Geschäfte mehr machen oder in ihren Läden einkaufen.

Auch wusste Renate nicht, dass 1935 die Nürnberger Gesetze verabschiedet worden waren, die besagten, dass Juden keine deutschen Bürger mehr waren. Jetzt hatten sie gar keine Rechte mehr.

Juden durften nicht mehr in Parks, Schwimmbäder oder ins Kino gehen; aber sie war noch zu klein, als dass sie das betroffen hätte. Sie erinnerte sich, dass sie eines Tages bemerkt hatte, dass das Auto ihres Vaters nicht mehr da war. Sie hatte nicht gewusst, dass Hitler verfügt hatte, dass Juden keine Autos mehr besitzen durften. Als sie feststellte, dass sie kein Auto mehr hatten, rief sie glücklich: „Jetzt können wir immer Zug fahren!“; und dieser Gedanke gefiel ihr. Sie hatte das traurige Lächeln ihres Vaters nicht verstanden, als er sagte: „Es ist gut, dass du bei mir bist, kleine Renamaus, Nichts scheint wirklich schlimm, wenn du da bist.“

Aber es war kein glücklicher Tag gewesen, als sie aus ihrem großen Haus auszogen. Sie liebte das Haus, ihr Zimmer, das Nähzimmer, den Garten. Trotzdem fühlte sie sich gleich viel besser, als sie hörte, dass ihre Großeltern bei ihnen wohnen würden.

Heute wusste sie, dass sie ihr schönes Haus aufgeben mussten, weil der Chef der NSDAP von Offenburg es kaufen wollte. Renates Vater hatte keine andere Wahl, als das Haus zum gebotenen Preis zu verkaufen. Hätte er sich geweigert, hätte man es einfach konfisziert und die Familie festgenommen.

Ihre Großeltern waren gekommen, um mit ihnen in ihrer neuen Wohnung zu leben, weil eine Judenfamilie allein nicht mehr so viele Zimmer bewohnen durfte.

Renate erinnerte sich niedergeschlagen: Alles was ich damals denken konnte, war, dass meine Oma mit ihren wundervollen Geschichten und mein Opa, der so toll spielen konnte, bei uns wohnen würden. Ich war so dumm!

Renate hatte wirklich gern in der neuen Wohnung gelebt. Sie machte gern Besuche und befreundete sich mit den Nachbarn im Haus, Sie mochte die Kramers, die im obersten Stock lebten. Sie hatten eine Schale, die immer gefüllt war mit harten Himbeerbonbons, die innen weich waren. Sie liebte diese Bonbons, und Herr und Frau Kramer füllten jedes Mal ihre Hände damit, bevor sie ging.

Die Buhlers, eine Mutter und ihre erwachsene Tochter, die auch Renate hieß, wohnten unten. Obwohl die junge Frau Nazi war und sogar für die Gestapo arbeitete, mochte sie die kleine Renate sehr. Sie nahm sie mit auf Spaziergänge und kaufte ihr kleine Geschenke. Einmal nahm sie Renate mit und ließ sie fotografieren. Erst heute verstand Renate die Aufregung ihrer Mutter, als sie das Bild der Tochter im Fenster des Fotogeschäfts sah. Juden durften sich nicht von deutschen Fotografen fotografieren lassen, und wenn das raus gekommen wäre, wer weiß, was dann geschehen wäre?

Renate merkte plötzlich, dass sie zwar ihre Nachbarn besuchte, aber ihre Eltern und Großeltern nicht. Und die anderen Hausbewohner kamen auch nie zu den Haberers. Juden und Deutsche durften nichts miteinander zu tun haben. Menschen kamen ins KZ für solche Kleinigkeiten.

Viele aus der Familie und Freunde verließen nach und nach Deutschland. Weil sie Angst vor der Zukunft hatten, suchten sie sich in Sicherheit zu bringen. Ihre Lieblingstante Martha und ihr Verlobter, Onkel Ludwig, bekamen Visa für Südafrika. Sie durften dorthin ausreisen. Renate erinnerte sich ganz genau daran. Sie war so unglücklich gewesen, dass sie alles versucht hatte es zu verhindern.

Ihre Familie war nach Frankfurt gefahren um sich zu verabschieden.

Als Renate die Kleider ihrer Tante sah, die für die Abfahrt am nächsten Tag bereit lagen, fragte sie: „Willst du das morgen anziehen?“

„Ja“, hatte ihre Tante geantwortet.

„Ist alles andere schon gepackt?“; fragte Renate.

„Hm“; sagte die Tante, ohne genau hinzuhören.

Renate nahm die Seidenstrümpfe ihrer Tante und warf sie unter das Waschbecken. Ihre Tante umarmte sie. „Ich werde dich auch vermissen, Rena. Ich habe dich so lieb. Irgendwann werden wir wieder zusammen sein.“

Und natürlich fuhren sie weg. Die Strümpfe waren wieder trocken und Tante Martha fuhr wie geplant ab. Renate wusste nicht, ob sie ihre geliebte Tante je wieder sehen würde. Noch viele andere verließen Deutschland, aber Renates Vater glaubte, dass Hitler nicht ewig an der Macht bleiben würde. Und bis dahin, so dachte er, würde er für die Sicherheit seiner Familie sorgen können.

„Wenn wir doch nur nach Amerika gegangen wären, als unsere Cousins aus New York uns darum gebeten haben! Dann wäre uns das alles erspart worden!“

Trotzdem waren sie geblieben. 1938 war Renate erst fünf Jahre alt, und ihre Eltern schützten sie und hielten sie von der Wahrheit fern. Wie alle Fünfjährigen spielte sie und sang, und wenn ihre Welt auch immer kleiner wurde, so wusste sie es doch nicht. So lange sie bei ihrer Familie war, war das Leben schön.

Aber am 9. November 1938 kam die Kristallnacht und Renate fühlte sich nicht mehr sicher und glücklich.

KAPITEL 3

Kristallnacht

Am 9. November 1938, der schrecklichen Nacht, die man später „Kristallnacht“ nennen würde, die Nacht des zerbrochenen Glas, die Nacht, die für die Juden in Deutschland alles änderte, die Nacht, als die Täuschungen und Hoffnungen, dass alles besser werden würde, aufhörten zu existieren.

Früh am nächsten Morgen wachte Renate von lautem Klopfen und Rufen auf. Sie lief von ihrem Zimmer zur Wohnungstür. Zwei Polizisten, ihre Gewehre in Anschlag, standen da. „Gustel Haberer und Julius Strauss! Sie kommen sofort mit uns! Ziehen Sie sich schnell an! Wer ist noch bei Ihnen?“

„Meine Frau und zwei Kinder und Anna, das Mädchen“; antwortete Renates Vater.

„Wohnt sonst noch jemand hier?“

„Meine Schwiegermutter. Aber sie besucht gerade Verwandte.“

„Ist die Angestellte Jüdin?“

„Nein.“

Anna kam im Morgenmantel in den Flur. Sie nahm Renate an die Hand. Der Polizist sah sie verächtlich an.

„Und Sie arbeiten für Juden!“, sagte er höhnisch. „Arier dürfen nicht für Juden arbeiten. Sie müssen augenblicklich gehen!“

Gustel sagte: „Meine Frau ist krank. Sie hat hohes Fieber. Sie kann nicht allein bei den zwei kleinen Kindern bleiben!“

Die Polizisten richteten als Antwort das Gewehr auf sie. Anna hatte keine Wahl. Sie drückte Renates Hand und ging. Zitternd stand Renate da und sah von Papa zu den Polizisten.

Wie konnte es jemand wagen, ihrem Vater Befehle zu geben? Er war doch immer der gewesen, der zu sagen hatte.

Als er ihr angstvolles Gesicht sah, lächelte Papa und sagte: „Renamaus, alles wird gut.“ Das beruhigte sie und sie entspannte sich.

In dem Augenblick kam Opa in den Flur und hielt sein Eisernes Kreuz in der Hand, den Orden, den er für seine Tapferkeit im 1. Weltkrieg bekommen hatte.

„Den dürfen Sie nicht behalten!“ rief der jüngere Polizist. Der ältere, der freundlicher zu sein schien und dem das Ganze wohl auch etwas peinlich war, sagte: „Lass ihn! Er gehört ihm doch. – Aber jetzt los! Ziehen Sie sich an!“

Opa ging. Als er zurückkam, trug er seine komplette Uniform aus dem 1. Weltkrieg. Er stand aufrecht da in seinen kniehohen Stiefeln. Um seine hüftlange Uniformjacke mit den Messingknöpfen trug er einen breiten Gürtel, Sein Eisernes Kreuz und andere Orden, die man ihm verliehen hatte, waren an seiner Jacke befestigt.

„Wir können Sie nicht in Uniform mitnehmen!“ rief der jüngere Polizist.

„Sie gehört ihm doch. Lass ihn in Ruhe! Los jetzt, wir haben hier schon viel zu viel Zeit vergeudet.“

Renate lief zu Papa. „Es ist nur für kurze Zeit, Renamaus. Sei lieb und hilf deiner Mama!“ Er beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie zum Abschied.

Renate winkte und rannte ins Zimmer ihrer Mutter, die im Bett lag. Sie war von dem hohen Fieber so geschwächt, dass sie sich nicht einmal aufsetzen konnte. Mühsam richtete sie sich auf in ihren Kissen und umarmte ihre kleine Tochter.

„Rena, Schatz, hab keine Angst! Papa und Opa kommen bald zurück und alles wird wieder gut!“

„Rena“ fuhr sie fort, „hör mir gut zu, weil das, was ich dir jetzt sagen will, sehr wichtig ist. Und du darfst es niemals vergessen! Den Juden geschehen jetzt schlimme Dinge, aber ich möchte, dass du weißt, dass G— t uns nicht bestraft. Die Juden haben nichts Unrechtes getan. Es gibt auf der Erde schlechte Menschen, die die Juden vernichten wollen. Aber sie werden es nicht schaffen, weil der Herr es nicht zulassen wird. Und eines Tages wird er sie bestrafen. Diese Menschen sollten sich schämen, dass sie so schreckliche Dinge tun. Nicht die Juden!“

Das war das erste Mal, dass Renate hörte, was in Deutschland vor sich ging. Bevor sie über das, was die Mutter gesagt hatte, nachdenken konnte, fuhr diese fort: „Anna musste uns verlassen, weil sie keine Jüdin ist. Deshalb müssen wir zwei uns überlegen, wie Ellen, du und ich etwas zu essen bekommen. Ich kann nicht aufstehen, und du kannst den Herd nicht anzünden. Was denkst du also, was sollen wir machen?“

„Ich kann den Herd anmachen“ sagte Renate sofort selbstbewusst.

„Nein, das kannst du nicht“ antwortete ihre Mutter bestimmt, „Renate, was kannst du wirklich tun?“

„Na ja“ sagte Renate nachdenklich und gab die spannende Idee auf, mit Streichhölzern den Herd anzuzünden. „Ich kann Essen aus dem Kühlschrank nehmen. Ich kann hochklettern und den Brotkasten runterholen. Das kann ich!“

„Gut. Du kennst doch die Platte, auf der ich Ellens Milch warm mache?“

„Ja, Mama. Sie ist im Küchenschrank. Ich kann hochklettern und sie rausholen.“

Renate tat, was sie gesagt hatte. Dann kletterte sie vorsichtig auf einen Stuhl, um den Brotkasten zu holen. Sie nahm Milch, Käse und Butter aus dem Kühlschrank, wie die Mutter es ihr aufgetragen hatte, und brachte alles zu ihrem Bett.

„Jetzt brauchen wir noch ein Messer, Rena. Weißt du, wo Papa sein Taschenmesser aufbewahrt?“

„Aber, Mama! Ich kann auch ein richtiges Messer aus der Küche bringen. Man hält es am Griff, mit der Schneide nach unten.“

„Also gut, Schatzele. Aber sei sehr vorsichtig! Geh ganz langsam und hol mir das Messer!“
Und genauso machte es Renate.

„Wir haben jetzt nur noch ein Problem. Ich weiß nicht, was wir mit Ellen machen sollen.“
Frau Haberer sprach mehr zu sich selbst und versuchte eine Lösung zu finden.

„Ellen ist noch so klein und kann nicht Brot und Käse essen. Und ich bin zu schwach um aufzustehen und ihr einen Brei zu machen. Was soll ich nur tun?“

„Mama, wenn ich dir jetzt etwas erzähle, versprichst du mir, nicht böse auf mich zu sein? – Mama, Ellen kann richtig essen! Sie kann Brot und Käse essen.“

„Du weißt doch, dass sie das nicht kann. Du weißt, dass alles, was sie isst, püriert werden muss.“

„Mama, sie kann es doch!“

„Wieso kann sie es? Was redest du da?“

Renate ließ ihren Kopf hängen.

„Weißt du noch, wie du mir gesagt hast, dass ich eine so liebe große Schwester bin, weil ich immer neben Ellen sitzen wollte, und dass ich inzwischen viel besser essen würde?“

„Ja, ja“; antwortete Ruth Haberer abwesend.

„Also – Ellen hat neben mir gegessen, und ich habe ihr alles Essen gegeben, was ich nicht mehr wollte. Sobald ihr nicht hingesehen habt. Und wirklich, Mama, sie hat alles gegessen. Sie kann es! Bist du mir jetzt böse?“

Renates Mutter lächelte und verdrehte die Augen. „Der Mensch denkt und G— t lenkt!“

„Nein, Rena, ich bin nicht böse. Jetzt iss dein Brot mit dem Käse und trink deine Milch. Iss alles auf, ich guck dir zu. Und dann geh bitte und versuch Ellen aus ihrem Bettchen zu holen!“

Renate aß alles auf ohne sich zu beklagen und als sie fertig war, sagte ihre Mutter: „Jetzt sieh unter Ellens Bett! Da ist ein kleiner Hebel, den musst du zudrücken, damit das Gitter auf der einen Seite runtergeht.“

Renate lief zu Ellen. Sie fand den Hebel; aber so sehr sie sich auch anstrengte, ihre Finger waren zu klein und zu schmal um das Scharnier zu lösen. Sie sah zu ihrer Mutter hin und hoffte auf weitere Anweisungen, aber die Augen der Mutter waren geschlossen. Renate wusste, wie krank sie war. Deshalb ließ sie sie schlafen und kümmerte sich selbst um ihre kleine Schwester. Sie nahm das Fläschchen, das ihre Mutter schon vorbereitet hatte, und etwas Brot und Käse. Dann saß sie ruhig an Ellens Bettchen, während die Kleine ihre Milch austrank. Als sie fertig war, stand Ellen auf, warf die Flasche zu Boden, sah Renate an und rief „Bäng!“

Renate konnte sie nicht aus dem Bettchen heben. Sie überlegte kurz und entschloss sich dann zu ihr hinein zu klettern, um sie zu füttern und mit ihr zu spielen.

Ellen aß zufrieden Brot und Käse und freute sich, dass Renate bei ihr im Bettchen war. Sie spielten eine Weile und dann hatte Renate eine andere Idee. Sie würde Ellen beibringen, wie man heraus steigt. Ganz geduldig zeigte sie dem Baby, wie es ein Beinchen über die Seitenstange schwingen konnte. Schließlich, nach vielem Üben, schaffte Ellen es. Und als die Mutter die Augen öffnete, saßen beide Kinder neben ihr auf dem Bett.

„Wie ist Ellen denn raus gekommen? Hast du das Gitter runtergelassen?“

„Nein, das konnte ich nicht, aber ich habe ihr beigebracht allein raus zu klettern.“

„Und wie kommt sie dann wieder rein?“

„Das bring ich ihr auch noch bei. Das wird sie schon können.“

Und wieder übte Renate mit Ellen und brachte ihr diesmal bei, ins Bettchen zurück zu klettern.

An dem Nachmittag klingelte Frau Buhler, die Nachbarin von unten, an der Tür. Obwohl sie wusste, wie gefährlich es war, jüdischen Nachbarn zu helfen, musste sie es einfach tun.

Renate öffnete und brachte die Frau zu ihrer Mutter.

„Frau Haberer“; sagte sie, „kann ich irgend etwas für Sie tun?“

Renates Mutter antwortete: „Nein danke, wir kommen schon zurecht. Renate ist eine ganz große Hilfe. Ich bin Ihnen dankbar für Ihr Angebot, aber ich will nicht, dass Sie wegen uns in Schwierigkeiten kommen.“

Erleichtert verließ Frau Buhler die Wohnung.

Später am Nachmittag kamen viele jüdischen Frauen zusammen mit Tante Thekla. Sie wussten von Frau Haberers Krankheit und brachten Essen mit. Frau Doktor Wiegand, eine jüdische Frauenärztin, brachte die Medikamente mit, die sie noch hatte, um das Fieber zu senken. Die Frauen wickelten Ellen und brachten alles in Ordnung. Dann gingen sie, nur Tante Thekla blieb. Jetzt konnten sich die drei Haberers mit ihrer Hilfe versorgen, bis Oma ein paar Tage später zurückkehrte. Sogar Anna kam wieder, als sie hörte, dass deutsche Frauen, die älter als 45 waren, bei Juden arbeiten durften.

Der Haushalt lief langsam wieder normal. Die Männer waren nicht da, aber Renates Mama ging es besser. Oma und Anna waren da, und die fünfjährige Renate kehrte zurück zu ihren Büchern und Spielen

Immer wieder konnte sie für eine ganze Weile vergessen, dass Papa und Opa immer noch nicht wieder zu Hause waren.

Der 19.November war Ellens erster Geburtstag. Und er verging ohne Papa. Ohne Opa.

„Mama, wird Papa an meinem Geburtstag zurück sein? Er ist doch schon bald.“

„Wollen wir es hoffen! Du weißt doch, dass Papa da sein wird, wenn er irgend kann.“

Die Männer aus Offenburg kamen jetzt nach und nach zurück. Am 30.November, drei Wochen nach der Kristallnacht, kam die erste Gruppe wieder. Einer von ihnen war Papas Cousin Robert, Renates Lieblingsonkel.

„Wie geht es Papa?“; fragte Renate.

„Es geht ihm gut“; antwortete Onkel Robert, ohne sie anzusehen.

Erst als Opa zurückkam, erfuhr Frau Haberer die ganze Wahrheit.

Es war ein glücklicher Tag, als Julius Strauss, Renates Opa, nach Hause kam. Er küsste seine Frau, seine Tochter und seine Enkel. Dann sagte er leise zu seiner Tochter: „Ruth, ich muss dich alleine sprechen.“

„Warum, Papa?“; rief die erschreckt, „Ist etwas mit Gustel?“

Opa legte den Finger an die Lippen. Renate sah es und wunderte sich. Plötzlich fragte sie:

„Wo ist mein Papa? Warum ist er nicht hier?“

Opa antwortete: „Bald, Rena, aber jetzt muss ich mit deiner Mutter sprechen.“

Er nahm Ruth mit ins Wohnzimmer. Sie setzten sich an den Tisch. Unbemerkt war Renate unter den Tisch gekrochen. Das war immer ihr Versteck, wenn sie zuhören wollte, was die Erwachsenen besprachen.

„Sag mir schnell, Papa, geht es Gustel gut?“ fragte Ruth.

„Hör mir zu, Ruth! Zunächst einmal sollst du wissen, dass dein Mann sehr mutig ist.“

Ruth bekam Angst und unterbrach ihn. „Papa, bitte, sag schon! Was ist mit Gustel?“

„Hör mir jetzt einfach nur zu! Ich hatte viel Zeit nachzudenken, und es gibt ein paar Dinge, die ich dir sagen will. Erinnere dich, Ruth, an den Tag, als du erst neunzehn warst und von Minnie zurückgekommen bist. Deine Augen strahlten und du trugst einen großen Strauß Rosen. Ich werde nie vergessen, wie wunderschön du ausgesehen hast, Und dann hast du Mama und mir erzählt, dass du dich verlobt hättest. Ich war so wütend! Du warst so jung und schön und klug. Ich wollte, dass du die Schule beendest und etwas von der Welt siehst. Aber

du warst nicht zu überzeugen. Du hast geweint und geschworen, du würdest Nonne, wenn du Gustel nicht heiraten dürftest. Also haben Mama und ich nachgegeben, Sehr widerwillig, muss ich hinzufügen. Trotzdem, Ruth, du hattest Recht, obwohl du so jung warst. Du hättest keinen besseren und mutigeren Mann finden können als deinen Gustel. Er kann Grausamkeit und Ungerechtigkeit nicht ertragen, und er hat vor allem keine Angst dagegen vorzugehen. Wenn es noch mehr Menschen wie ihn gäbe, würde Hitler unser Land nicht regieren. “

„Ich weiß, Papa, ich weiß! Ich liebe ihn über alles, aber nun sag mir bitte: Wo ist er? Warum sagst du es mir nicht?“

„Hab Geduld! Ich erzähle dir, was seit dem schrecklichen Tag, als wir abgeholt worden sind, geschehen ist. Alle jüdischen Männer aus unserer Gegend wurden ins Offenburger Gefängnis gebracht, wo man uns den ganzen Tag festhielt. Auf dem Gefängnishof wurden wir gedemütigt und beleidigt. Ein SS-Offizier brachte aus der Synagoge die Hüte, die die Gemeindemitglieder während des Gottesdienstes tragen. Die Männer – Männer wie der alte Doktor Levi, der im 1. Weltkrieg ein Bein verloren hat, wurden gezwungen, die Hüte aufzusetzen und hinzuknien. Dabei fotografierte man sie und die SS grölte vor Lachen. Gegen Abend mussten wir zum Bahnhof gehen und dabei „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus... wenn i komm, wenn i komm, wenn i nie wieder komm...“ singen. Die Menschen spuckten uns an und freuten sich, wenn die SS-Schergen, die uns begleiteten, uns mit ihren Gewehrkolben schlugen. Wir hatten keinen Schimmer, wo es hinging, bis wir in einen Zug gestiegen waren und der Zug versiegelt wurde. Erst dann sagte man uns, dass wir ins Konzentrationslager in Dachau gebracht würden.

Als wir am nächsten Morgen nach Dachau kamen, wurden wir sofort von Hunderten von SS-Soldaten umringt. Sie zwangen uns den ganzen Tag ohne Essen in der eisigen Kälte zu stehen, während sie jeden von uns befragten. Gegen Abend rasierten sie unsere Köpfe kahl und nahmen unsere Bärte oder Schnurrbärte ab. Wir wurden abwechselnd kochendheiß und eiskalt geduscht und bekamen dann gestreifte Gefangenenkleidung und alte Schuhe, die nicht passten.

Da waren wir nun, Männer aus allen Schichten, rechtschaffenen Männer, die wie die schlimmsten Kriminellen behandelt wurden. Männer, die sich nur eines einzigen Verbrechens schuldig gemacht hatten: Sie waren Juden. “

Ruth schloss die Augen und seufzte tief. Ihr Gustel, ihr Papa – kahl und so gedemütigt. Sie riss sich zusammen und sagte gefasst: „Red weiter, Papa! Erzähl mir auch noch den Rest!“

„Ja. Also, es gab wenig zu essen. Wir bekamen nur Wassersuppe, etwas Brot und braunes Wasser zu trinken. Das sollte wohl Kaffee sein. Und als ob das noch nicht genug wäre – wir alle, ob jung oder alt, mussten exerzieren und stundenlang in dem eiskalten Novemberwetter Appell stehen. Wir alle wurden sehr schwach, vor allem die Älteren. Sie konnten sich nicht mehr aufrecht halten und wurden von den Wachen geschlagen, wenn sie vor Erschöpfung umfielen. Während eines Appells stolperte ein älterer Mann, den der Gustel seit seiner Kindheit kannte, und fiel hin. Ein Wachmann schlug den alten Mann mit dem Gewehr, und da konnte Gustel es nicht länger ertragen. Er war entsetzt über die Grausamkeit und Ungerechtigkeit, die er mit ansehen musste, Obwohl wir in der Situation alle hilflos waren, konnte er seinen Ärger nicht länger zügeln. Er holte aus und stieß den Mann mit aller Kraft.“

„Oh nein“, flüsterte Ruth, „was haben sie mit ihm gemacht?“

„Sie ließen ihn die ganze Nacht nackt draußen stehen. Es schneite und war bitterkalt. Am Morgen war er fast erfroren. Er hatte Frostbeulen am Arm und am Ohr. Als man ihn ins Wachzimmer brachte, lachte der SS-Mann. „Oh, du frierst ja“, sagte er, „ich werde dir helfen aufzutauen.“ Und er nahm Gustels Arm und drückte ihn gegen das heiße Heizungsrohr.“

Ruth hielt den Atem an.

„Ja, du weißt sicher, was das bedeutet. Sein Arm entzündete sich. Er bekam Bronchitis. Man brachte ihn zur Krankenstation, aber dort wurde er nicht behandelt. Er war ja schon vom Hunger geschwächt, und ohne Medizin hatte er keine Kraft mehr gegen die Entzündung und das hohe Fieber zu kämpfen.“

„Lebt er noch?“; murmelte Ruth.

„Ja, aber er ist schwerkrank. Ich bin wirklich nicht sicher, ob er überleben wird. Aber sie bringen ihn zu uns nach Hause, Ruth. Er kommt morgen.“

Als Renate hörte, dass ihr Vater nach Hause kommen würde, war sie ganz aufgeregt. Sie hörte nicht auf Mama, die ihr sagte, dass ihr Vater sehr krank sei, und sie wollte auch nicht über das nachdenken, was sie über Papa gehört hatte. Sie wusste nur eins, dass ihr Papa rechtzeitig zu ihrem sechsten Geburtstag nach Hause kommen würde. Sie konnte es nicht erwarten, dass er sie hochhob und in die Luft warf. Sie konnte es nicht erwarten, seinen buschigen Schnurrbart zu fühlen, wenn er sie zur Begrüßung küsste.

Am nächsten Morgen war sie zu ungeduldig um oben zu warten. Sie lief hinaus und beobachtete an dem kalten Dezembertag jedes Auto, das durch die Straße kam. Schließlich hielt ein Krankenwagen vor der Tür ihres Hauses. Renate beachtete ihn nicht, denn sie wartete auf ein richtiges Auto. Aber dann holten zwei Männer einen Mann auf einer Trage heraus.

Renate starrte dahin. Das konnte nicht ihr Papa sein. Ihr Papa war stark. er hatte einen großen schwarzen Schnurrbart. Papa hatte dichtes schwarzes Haar. Dieser Mann war dünn und schwach. Er konnte sich nicht bewegen. Er hatte weder Haare noch Schnurrbart. Er konnte ganz sicher kein kleines Mädchen hochheben. Renate ging näher hin. Sie sah, wie sich seine blauen Augen öffneten und hörte, wie eine sanfte Stimme sagte: „Meine kleine Renamaus!“ Nur ihr Papa nannte sie so. Er versuchte den Arm zu heben um ihr Haar zu streicheln, aber er war zu schwach.

Das sah einer der Sanitäter und er hob das kleine Mädchen auf und setzte es auf die Trage, in die Armbeuge des unverletzten Armes ihres Vaters. Der andere Arm schmerzte so sehr, dass man ihn nicht berühren durfte.

Mama kam eilends die Treppe hinunter. Ihre Augen waren voller Tränen, als sie ihn zärtlich küsste und ihm zuflüsterte: „Wir werden dich wieder gesund machen, Gustel!“ Sie hielt seine gesunde Hand und Renate saß noch bei ihm auf der Trage. So gingen sie langsam die Treppe zu ihrer Wohnung hoch.

Als sie in der Wohnung waren, lief Renate in ihr Zimmer, warf sich auf ihr Bett und weinte bitterlich. Oma kam herein und nahm sie in den Arm. „Rena, Engel! Papa wird es bald besser gehen. Alles wird gut. Du wirst schon sehen. Rena schmiegte sich so nahe wie möglich an die Oma, und bald hörte das schreckliche, verzweifelte Schluchzen auf.

Was sollte Frau Haberer tun? Der einzige jüdische Arzt, den es in Offenburg noch gab, war Frau Dr. Wiegand, die ihr nach der Kristallnacht geholfen hatte, aber sie hatte keine Medikamente mehr, um solch eine schlimme Entzündung zu behandeln. Deutsche Ärzte durften jüdische Patienten nicht mehr behandeln; aber Ruth Haberer war eine tapfere, willensstarke Frau. Sobald es dunkel war, verstieß sie gegen das Ausgangsverbot für Juden und lief zielstrebig durch die leeren Straßen zu dem deutschen Arzt, zu dem die Familie früher immer gegangen war.

„Herr Doktor“; bat sie, „bitte kommen Sie und behandeln Sie meinen Mann. Ich weiß, dass es gegen das Gesetz ist, aber Sie sind Arzt, und er wird sterben, wenn er nicht behandelt wird.“

Der Arzt sah die weinende Frau an und dachte an seinen ärztlichen Eid. „Gehen Sie. Ich komme um elf zu Ihnen, wenn die Straßen leer sind. Lassen Sie die Tür offen, damit ich nicht klingeln oder klopfen muss.“

„Oh, danke vielmals, Herr Doktor! Sie sind ein guter Mensch.“

Und genau um elf Uhr kam der Arzt. Er verband den Arm und gab Herrn Haberer Medikamente um die schwere Entzündung und das Fieber zu bekämpfen. Er kam von da an jeden Abend um elf Uhr, bis Gustel außer Gefahr war.

„Ihr Mann wird wieder gesund“; sagte er zu Ruth Haberer. „Jetzt muss ich Sie aber bitten, mich nie wieder aufzusuchen, egal was passiert! Es tut mir sehr leid, aber wenn ich zu Ihnen komme, bringe ich meine Familie in Gefahr. und das will ich nicht!“

Am 23. Dezember war Renates sechster Geburtstag. Es gab keine Feier. Es gab keine Party. Es war ein trauriger Tag voller Angst.

KAPITEL 4

Nach der Kristallnacht

Aber genau, wie Oma es versprochen hatte, ging es Papa bald wieder besser. Er blieb für immer auf einem Ohr taub, doch sein Arm heilte. Das Leben war langsam wieder wie früher.

„Mama, spiel mit uns!“

„Ich kann nicht, Rena. Ich muss das Kleid für dich fertig machen.“

„Mama, immer nähst du, putzt oder spielst mit Ellen. Ich will auch jemanden, der mit mir spielt.“

Frau Haberer machte sich Sorgen um Renate. Sie hatte Recht, dass Ellen viel Aufmerksamkeit bekam. Sie war ein glückliches, brabbelndes Baby und ließ die Welt vergessen, was in Hitlerdeutschland geschah.

Renate hatte nichts zu tun. In normalen Zeiten würde sie in den Kindergarten gehen, aber jetzt waren deutsche Schulen für Juden verboten. Jüdische Kinder durften nur in jüdische Schulen gehen, und die nächstgelegene konnte man nur mit dem Zug erreichen. Sie war in Freiburg. Die älteren Kinder aus Offenburg fuhren am Sonntag mit dem Zug dorthin und verbrachten die Woche in einer Pension oder bei Verwandten. Sie gingen zur Schule und kehrten am Freitagnachmittag nach Offenburg zurück.

Renate war noch zu jung. Es gab keine jüdischen Kinder ihres Alters mehr in Offenburg. Deshalb waren für sie die Tage lang und leer.

„Rena“; fragte die Mutter, „würdest du gerne ein paar Tage bei Tante Else und Tante Anna Stein verbringen und bei ihrem Hund Prinz?“

„Ja gerne, Mama. Sie sind so nett. Sie geben mir immer Bonbons und lassen mich auf Prinz reiten“

„Oh Rena“; lachte Mama, „du und deine Bonbons! Ich verstehe nicht, wie du so klein und dünn bleiben kannst bei all den Süßigkeiten, die du isst. Also gut, ich werde sie fragen!“

Die beiden Stein-Schwestern, Anna und Else, waren nicht verheiratet und liebten Renate sehr. Sie war das Kind, das sie nie gehabt hatten. Jahrelang hatte Else die Familienfirma geleitet, die zu den größten in Offenburg gehört hatte, während Anna leitende Apothekerin am Städtischen Krankenhaus war. Aber Hitlers Antijudengesetze hatten sie gezwungen, ihre Firma an Deutsche zu verkaufen, während Annas Lizenz eingezogen wurde,

weil sie als Jüdin nicht mehr arbeiten durfte. So waren ihre Tage leer geworden, und sie freuten sich sehr, dass Renate zu ihnen kommen wollte.

Als Frau Haberer sie fragte, sagten sie: „Ruth, wir freuen uns, Wir haben nur noch wenig zu tun, Wenn Renate bei uns ist, haben wir wenigstens eine sinnvolle Aufgabe. Renate kann ruhig jeden Tag kommen, das wird uns allen gut tun.“

Also war das geregelt und Rena begann wieder das Leben zu genießen. Manchmal gingen die drei mit Prinz spazieren. Ein anderes Mal blieben sie zu Hause und Rena, die schon lesen gelernt hatte, las ihnen aus Büchern vor oder diktierte ihnen ihre selbst ausgedachten Geschichten. Die Frauen schrieben die Geschichten auf, die Rena ihnen erzählte, und wenn sie dann nach Hause kam, las sie ihren Eltern und ihrem eifrigsten Zuhörer, ihrem Opa, stolz ihre Werke vor.

„Mama, Papa, hier ist mein neues Buch“, rief sie dann glücklich aus und wollte ihre neuen Abenteuer mit ihnen teilen.

Die Tage vergingen. Der Krieg gegen Polen, England und Frankreich begann und die Engländer und Franzosen bombardierten Deutschland. Offenburg lag direkt an der französisch-elsässischen Grenze. Die jüdischen Familien aus Offenburg, die kleine Kinder hatten, trafen sich und beschlossen, lieber nach München zu gehen, bis die Bombardements aufhörten.

Der Umzug nach München würde eine Menge Probleme für die Haberers lösen. Sie würden nicht nur weit entfernt von den Bomben sein, sondern Renate würde auch wieder zur Schule gehen können. Und was das Beste war, Herr und Frau Haberer würden in München für das Heim für jüdische Kinder arbeiten. Herr Haberer würde für die Buchhaltung und die Verwaltung zuständig sein, und Frau Haberer würde als Näherin arbeiten. Das zusätzliche Einkommen würde der Familie helfen.

Nach der Kristallnacht hatte es in Deutschland keine Arbeit mehr für Herrn Haberer gegeben. Die Familie lebte von ihren Ersparnissen. Juden durften nur noch einen bestimmten Betrag monatlich abheben, und Renates Vater unterhielt neben seiner vierköpfigen Familie noch Oma und Opa, seine zwei Schwestern, ihre Männer und eine Nichte. Geld war zu einem großen Problem für ihn geworden.

Also fuhren die vier Haberers los. Sie fanden eine Unterkunft in Grünwald, dem schönsten Vorort von München. Sie zogen zu Herrn Fuchs, der Zimmer in seiner großen Villa vermieten musste, weil er Jude war. Das erste, was Renate auffiel, waren die vielen bunten Blumengärten. Sie beschloss einen Strauß für Mama zu pflücken. Es war schon so lange her, dass Mama Blumen bekommen hatte, und Blumen hatten sie immer glücklich gemacht.

„Sieh mal, Mama“, sagte sie und versteckte den Strauß hinter dem Rücken. „Ich habe dir ein wunderschönes Geschenk mitgebracht.“

„Was denn, Rena?“

Renate holte den bunten Blumenstrauß hervor, aber statt der Freude, die sie erwartet hatte, erschrak Mama und sah sie angsterfüllt an.

„Renate, wo hast du die Blumen her?“

„Ich habe sie für dich gepflückt. Freust du dich denn gar nicht?“; weinte sie.

Papa kam herein und schrie: „Renate, wie kannst du nur? Du weißt doch, dass die Blumen jemand anderem gehören. Oh Renate, wie können wir dir vertrauen, wenn du nicht bei uns bist?“

Mama nahm sie in den Arm. „Renate, hör mir gut zu! Ich weiß, dass du es gut gemeint hast. Ich liebe Blumen, aber wir müssen sehr, sehr vorsichtig sein bei allem, was wir tun. Wenn jemand dich bei der Polizei anzeigt, sind wir in großen Schwierigkeiten. Wir sind Juden, und die Polizei kann uns einfach festnehmen. Bitte, Schatz, versprich uns, dass du nie mehr Blumen aus einem fremden Garten pflücken wirst!“

Renate versprach es, und wenn sie etwas versprach, versuchte sie es auch zu halten. Doch eines Tages kam sie mit einer wunderschönen Rose nach Hause. Ihr Vater regte sich sehr auf. „Renate, du hast doch versprochen, dass du keine Blumen mehr pflückst!“

„Das habe ich doch gar nicht, Papa!“

„Woher hast du dann diese Rose?“

„Von unserem Führer!“

„Renate“, sagte Papa streng, „du darfst mich nicht anlügen. Jetzt sag mir die Wahrheit oder ich muss dich wirklich bestrafen.“

In dem Augenblick kam Mama ins Zimmer und sah die Rose.

„Renate, woher hast du die Rose? Du weißt doch, dass wir dir gesagt haben, dass wir Schwierigkeiten bekommen, wenn du Blumen aus fremden Gärten stiehlst.“

„Aber Mama, das habe ich doch nicht. Ich habe mein Versprechen gehalten. Unser Führer hat sie mir gegeben.“

Ihre Mutter sah sie ernst an. „Ist das die Wahrheit?“

„Ja, Mama. Frag doch Gisela.“

Gisela war die Haushälterin, die immer noch für Herrn Fuchs, ihren jüdischen Vermieter arbeitete. Sie mochte Renate gern und hatte angeboten sie zu beaufsichtigen, wenn Herr und Frau Haberer zur Arbeit gingen. Sie nahmen Ellen mit zum Kinderheim, und Gisela brachte Renate zur Schule und passte danach auf sie auf.

Frau Haberer rief Gisela und fragte sie, woher die Rose käme. Gisela ließ den Kopf hängen. „Es tut mir leid, Frau Haberer. Sie wissen doch, dass ich kein Nazi bin. Wenn ich es wäre, würde ich nicht für Herrn Fuchs arbeiten, aber heute ist Hitler gekommen und da war eine große Parade. Ich liebe Paraden, und ich wollte die Blumen und Farben sehen. Deshalb habe ich Renate mitgenommen. Frau Haberer, wir haben ganz hinten gestanden, aber bevor ich gucken konnte, hatte Renate sich schon nach vorne geschlängelt. Es wäre gefährlich gewesen, sie zurückzuholen. Deshalb habe ich sie bis nach der Parade dort gelassen. Und da stand die Kleine und winkte mit einem Fähnchen, dass ihr jemand in die Hand gedrückt hatte. Und sie fing eine Rose auf, die Hitler geworfen hatte.“

„Rena, Rena, was sollen wir bloß mit dir machen?“, wollte Papa wissen.

„Bist du immer noch böse auf mich? Ich habe doch die Wahrheit gesagt. Ich bin einfach nach vorn gegangen, weil ich eine Rose für Mama fangen wollte. Du hast nur gesagt, ich dürfte keine pflücken. Bist du deshalb böse mit mir?“

„Nein, Rena“, seufzte Papa.

Renates Eltern wollten ihre kleine Tochter nicht zu sehr verängstigen. Sie wollten, dass sie glaubte, die Welt wäre ein guter Ort, aber sie mussten sie auch vor dem Schrecklichen bewahren, was da vor sich ging. Wie konnten sie sie schützen?

Auch Renate machte sich ihre Gedanken. Es gab so vieles, was sie nicht tun durfte. Ihre Eltern waren unglücklich, wenn sie Dinge tat, die sie früher immer hatte tun dürfen. Vielleicht würde sie weniger Schwierigkeiten haben, wenn Mama nicht mehr arbeitete. Sie hasste es, wenn ihre Eltern böse auf sie waren. Außerdem hasste sie es, wenn Mama arbeitete. Sie wollte ihre unbeschwerte Mama wieder. Sie vermisste sie so sehr. Renate dachte sehnsüchtig an die Tage, die sie im Nähzimmer verbracht hatten, als sie Mamas Geschichten gehört hatte und ihr Lachen. Sie dachte an all die Dinge, auf die sie sich gefreut hatte. Natürlich mochte sie die erste Klasse und ihre Freunde. Aber sie hatte nie die große Tüte mit den Süßigkeiten bekommen. Und ihre Mutter hatte jetzt nie mehr richtig Zeit für sie. Sie bat Mama, nicht mehr zu arbeiten, aber die erklärte ihr, dass sie das Geld brauchten für Essen und Kleider.

Eines Tages musste Renate zu Hause bleiben, weil sie Halsschmerzen hatte, und da vermisste sie ihre Mutter noch mehr. Sie dachte bei sich: Wenn ich einen Weg finde, Geld zu beschaffen, dann könnte Mama zu Hause bleiben. Aber wie? Wie kann ein kleines Mädchen Geld beschaffen? –Oh, ich weiß! Ich werde eine kleine Bettlerin! Ich werde um Geld betteln! Sobald es ihr wieder gut ging, brachte sie Gisela zur Schule. Doch Renate ging nicht hinein.

Sobald sich Gisela verabschiedet hatte, versteckte sie sich und wartete, bis alle Kinder drinnen waren. Sie hielt eine kleine Schachtel, die sie von zu Hause mitgebracht hatte, vor sich und ging auf die Menschen, die vorübergingen, zu.

„Bitte, geben Sie mir etwas Geld. wir haben nichts zu essen“, sagte sie. Und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Eine Menge Menschen hatten Mitleid mit dem kleinen bettelnden Kind und sie steckten ein paar Münzen in die Schachtel. Einige Tage lang ging sie betteln.

In der Schule vermisste sie niemand, weil man glaubte, sie wäre noch krank. Jeden Nachmittag, wenn sie mit Gisela heimkam, versteckte sie das Geld unter ihrem Bett. Am Ende der Woche sagte sie stolz zu ihrer Mutter: „Mama, du brauchst nicht mehr zu arbeiten. Wir sind jetzt reich.“

„Was meinst du?“, fragte Mama und bereitete das Abendessen vor.

Renate lief hinaus und brachte ihr eine Schachtel voller Münzen. „Schau, Mama, hier ist ganz viel Geld für dich!“

Da starrte ihre Mutter sie an und fragte streng: „Renate, woher hast du dieses Geld?“

„Ich habe gebettelt, und das alles haben sie mir gegeben.“

Ihre Eltern wurden bleich vor Angst.

„Renate, verstehst du denn nicht, was passiert wäre, wenn die Polizei dich gesehen hätte?

Man hätte dich festgenommen und wir hätten dich nie wieder gesehen. Rena, bitte –ich weiß, dass du uns liebst, und wir lieben dich auch und wollen dich beschützen. Bitte, tu so etwas nicht wieder! Frag uns vorher!“

Herr Haberer wandte sich an Gisela und bat sie: „Bitte passen Sie sehr gut auf sie auf! Man kann nie wissen, was ihr als nächstes einfällt.“

„Das sehe ich jetzt auch. Ich werde sie nicht aus den Augen lassen!“

Gisela hielt Wort. Renate ging jeden Tag zur Schule und so vergingen die Monate.

An einem Junitag sagte Renates Papa: „Wir gehen zurück nach Offenburg. Frankreich hat sich ergeben und es gibt keine Bombengefahr mehr.“

Merkwürdig, dachte Renate, Papa scheint gar nicht glücklich darüber.

„Papa, dann sehen wir Oma und Opa wieder. Warum macht dich das denn nicht glücklich?“

„Oh mein Kleines“, seufzte er, „Hitler ist jetzt noch mächtiger als zuvor.“

„Aber“, fügte er hinzu, um sein Kind zu trösten, „es wird alles wieder gut, hab keine Angst! Es muss einfach!“

Und so fuhren sie zurück nach Hause.

KAPITEL 5

Deportation

„Oma, Opa“; rief Renate aufgeregt, „wir sind wieder da. Wir sind zu Hause!“
Oma und Opa umarmten ihre kleinen Enkelinnen und küssten sie,
„Wir haben euch so vermisst“, aber trotz ihres Lächelns fühlte Renate, dass etwas nicht in Ordnung war.

„Was ist los? Freut ihr euch gar nicht, dass wir wieder da sind?“

„Doch natürlich. Mach dir keine Sorgen!“

Bis zu dem Moment hatte Renate noch keine Angst gehabt verspürt. Aber weil sie nicht unglücklich sein wollte, verdrängte sie schnell dieses Gefühl.

„Und wisst ihr was? Papa hat gesagt, ich könnte jetzt in Freiburg zur Schule gehen. Ich darf mit Eva und Myriam gehen und die ganze Woche bei Tante Lydia und Onkel Friedrich wohnen und bei Cousine Trudy. Myriam und Eva wollen mich mitnehmen, aber ich bin wirklich groß genug alleine zu fahren.“

„Du bist sicher aufgeregt“, sagte Oma, „es klingt alles ganz wundervoll, aber Rena, du bist noch nicht alt genug um allein zu fahren. Du musst auf Eva und Myriam hören!“

Und ihre Mutter stimmte ernst zu.

Als Renate das Zimmer verlassen hatte, sagte Oma zu ihrer Tochter: „Glaubst du, es ist sicher, wenn wir Renate gehen lassen. Sie ist immer so offen, selbst zu Freunden. Und heutzutage sollten Juden keine Aufmerksamkeit erregen.“

Ruth Haberer sah besorgt vor sich hin: „Ich weiß, aber Renate muss zur Schule gehen. Außerdem ist es nicht gut für sie, wenn sie den ganzen Tag nichts zu tun hat. Es sind auch keine jüdischen Kinder ihres Alters mehr in Offenburg, mit denen sie spielen kann. Ich werde versuchen ihr klar zu machen, wie wichtig es ist vorsichtig zu sein.“

Bevor Renate an jenem Sonntag abfuhr, redete ihre Mutter noch mal mit ihr. „Renate, ich möchte nicht, dass du im Zug mit Fremden sprichst. Tu genau, was Myriam und Eva dir sagen. Sie sind älter und werden auf dich aufpassen. Du musst ihnen gehorchen, so wie du mir gehorchst.“

„Ich verspreche es, Mama“, Renate konnte vor Aufregung kaum sprechen. „Ich werde euch vermissen. Fünf lange Tage werde ich euch nicht sehen!“, sagte sie traurig. Aber dieses Gefühl hielt nicht lange an.

„Oh Mama, ich fahre so gern Zug!“ Renate nahm ihren kleinen Koffer mit den Kleidern für eine Woche und stopfte noch Albert, ihren Teddy, hinein. Sie dachte zwar, dass sie wahrscheinlich zu alt für ihren Teddy war, aber sie konnte sich nicht vorstellen, für eine Woche von ihm getrennt zu sein. Sie stieg in den Zug und hatte fest vor auf die großen Mädchen zu hören.

„Darf ich am Fenster sitzen?“

„Ja gut, aber sei still!“, antwortete Myriam und sah sich ängstlich im Zug um. Glücklicherweise schienen die anderen Fahrgäste sich nicht für sie zu interessieren.

Eine Weile saß Renate stumm da und sah aus dem Fenster. Ohne es zu merken, fing sie leise an zu singen.

„Bitte, sei ruhig!“, bat Myriam, „wir wollen lesen. Außerdem werden die Leute auf dich aufmerksam.“

„Ich sing doch nur!“ Und sie sang weiter, weil sie nicht einsah, warum sie ruhig sein sollte.

„Wenn du weiter singst, setzen wir uns woanders hin.“

„In Ordnung“, antwortete Renate und die beiden Mädchen setzten sich weiter weg, aber so, dass sie Renate noch sehen konnten.

Beim nächsten Halt stieg eine Frau ein und setzte sich neben Renate. Renate lächelte sie an.

„Möchtest du ein Bonbon?“, fragte die Frau freundlich.

„Danke ja!“ Und wie gewohnt unterhielt sich Renate angeregt mit ihrer Platznachbarin. In Freiburg stiegen die beiden Mädchen mit ihr aus.

„Du weißt doch, dass du nicht mit Fremden sprechen sollst. Wir werden das deiner Mutter erzählen. Du musst tun, was wir sagen. Das ist kein Spiel, Renate!“

Renates Tante und Onkel holten sie vom Bahnhof ab und nahmen sie mit zu sich nach Hause. Renate war gern bei ihnen, weil sie keine kleinen Kinder hatten, neigten sie dazu sie zu verwöhnen, und ihre Cousine Trudy wurde bald ihr Vorbild. Renate ging auch gern zur Schule. Anders als in Offenburg gab es viele jüdische Kinder in ihrem Alter, die ihre Freunde wurden.

Am Freitag wollte sie schnell nach Offenburg zu ihren Eltern um ihnen von ihren Erlebnissen zu erzählen.

„Denk daran“, sagte Myriam, als sie auf den Zug warteten, „Sprich nicht mit Fremden!“

„Okay“, und eine Viertelstunde lang gab sie sich wirklich Mühe. Dann konnte sie nicht mehr stillsitzen und beschloss im Zug rum zu laufen. Sie lächelte die Mitfahrenden an und als ihr eine Dame einen Keks anbot, grinste sie und unterhielt sich mit ihr. Die beiden älteren Mädchen saßen unruhig da und hofften, dass Renate nichts sagte, was sie in Schwierigkeiten bringen würde.

Als sie in den Offenburger Bahnhof einfuhren, nahm Myriam ihre Hand und half ihr beim Aussteigen.

„Frau Haberer, Renate spricht immer mit Fremden, obwohl Sie ihr das verboten haben. Sie will einfach nicht auf uns hören.“

„Ist das wahr?“, fragte Mama.

„Mama, du hast mir doch immer gesagt, dass ich höflich sein soll und den Menschen, die mich ansprechen, antworten soll. Und diese Menschen haben mich angesprochen. Deshalb musste ich doch antworten, oder nicht?“

„Renate, ich will, dass du ganz still im Zug sitzt. Bitte sag mir, dass ich dir vertrauen kann!“

„Ich werde es versuchen!“, seufzte sie. Und sie meinte es ehrlich, aber jede Woche war es das Gleiche.

Glücklicherweise beklagte sich keiner, und den Mädchen geschah nichts.

Renate hatte schon mit Drei Lesen gelernt und las inzwischen die Zeitung. Als ihr Lehrer Herr Kaufmann das entdeckte, sagte er: „Renate, bitte lies der Klasse einen Artikel aus der Zeitung vor!“ Plötzlich fühlte sich Renate, die sonst vor nichts Angst hatte, unsicher. Sie schüttelte besorgt den Kopf.

„Was ist, wenn ich einen Fehler mache?“

„Das macht doch nichts. Wir machen alle manchmal Fehler. Aber wenn du es versuchst, darfst du dir etwas wünschen!“

„Kann ich einen Mohrenkopf haben?“ Sie hatte so lange schon keinen mehr gegessen. Sie würde fast alles für diesen sahnigen, leckeren Schokoladenball tun.

Ihr Lehrer lächelte. „Gut. Also einen Mohrenkopf! Wenn ich einen bekomme. Morgen liest du einen Artikel und dann bekommst u deine Belohnung!“

Der 22. Oktober 1940 – das würde ein toller Tag werden. Renate hatte geübt, den Artikel vorzulesen, und dachte glücklich an ihren Mohrenkopf. Sie war bereit für das große Ereignis, als sie die Zeitung in en Rucksack packte und zur Schule ging. Plötzlich, um 10 Uhr, kam jemand an die Tür des Klassenzimmers.

„Herr Kaufmann, die Schule wird geschlossen. Alle Juden in Baden und Rheinland-Pfalz werden zusammen getrieben. Wir müssen die Kinder so schnell wie möglich heim zu ihren Eltern bringen.“

Der Lehrer wurde blass. „Kinder, ihr müsst sofort nach Hause. Holt schnell eure Mäntel und Bücher und stellt euch auf!“

„Aber ich habe doch noch nicht gelesen“, sagte Renate. „Und ich habe meinen Mohrenkopf noch nicht bekommen.“

„Es tut mir leid, Renate“, bedauerte Herr Kaufmann. „Wir holen das bald nach. Ganz bald, so hoffe ich.“

Renate lief zum Haus ihrer Tante und fand ihre Koffer schon gepackt vor.

„Warum muss ich nach Hause, Tante Lydia? Ich habe noch nicht aus der Zeitung vorgelesen und auch nicht meine Belohnung gekriegt. Ich habe so sehr geübt und so lange keinen Mohrenkopf mehr gegessen.“

Ihre Tante war sehr besorgt und antwortete kaum: „Renate, ich habe jetzt keine Zeit zu sprechen. Ich werde dich jetzt in den Zug setzen. Du musst ganz schnell zu deinen Eltern gehen. Sprich mit niemandem! Versprich es!“

Ihre sonst immer fröhliche Tante Lydia schien so ängstlich, dass Renate versprach ganz still zu sein. Einen Augenblick lang hatte sie Angst. Aber es war sehr aufregend sich vorzustellen, dass sie ganz allein in den Zug fahren würde. Sie fühlte sich sehr erwachsen, als ihre Tante sie in den Zug setzte. Sie saß am Fenster und kam sich zu alt vor, um im Zug herum zu laufen. In Offenburg stieg sie aus und stellte erschreckt fest, dass ihre Eltern nicht da waren, weder Papa noch Mama, weder Opa noch Oma. Wo waren sie alle?

Da hörte sie jemanden ihren Namen rufen und sah Herrn Kramer, den Nachbarn von oben. „Rena, alle Juden gehen auf eine lange Reise. Ich bringe dich zu deiner Mama und deinem Papa in die Turnhallen.“

„Aber wenn ich eine lange Reise mache, muss ich meine Sachen holen und packen.“, sagte sie zu Herrn Kramer.

„Deine Mutter hat schon alle deine Sachen gepackt.“

„Und was ist mit meinem Prinzessinnenbett? Ich brauche es doch.“

„Ich werde für dich darauf aufpassen“, antwortete er sanft. „Du weißt, dass meine Frau und ich dich lieb haben.“

Die beiden mochten die kleine Renate sehr. Herr Kramer hatte viel Mut bewiesen, als er Renate am Bahnhof abholte. Deutsche durften sich nicht mit Juden befreunden, aber Herr und Frau Kramer wollten nicht, dass Renate von einem Polizisten abgeholt und zu ihren Eltern gebracht wurde. Selbst einem so mutigen kleinen Mädchen wie Renate hätte das Angst gemacht.

Sie gingen den kurzen Weg zur Turnhalle. Das Gebäude wurde von Polizisten der SS und der Gestapo bewacht. Herr Kramer brachte das kleine Mädchen zur Tür.

„Hier, Rena, hier ist eine Tüte mit Himbeerbonbons für dich. Die magst du doch so.“

Er beugte sich zu ihr und küsste sie. Dann machte er das Kreuzeszeichen über ihr und sagte leise: „Möge unser Herrgott dich beschützen!“ Schnell drehte er sich um und ging weg.

„Geh hinein“, sagte ein Polizist.

Renate ging zur Tür. Die große Halle war voller Menschen. Alles was sie sah, waren Beine und nochmals Beine. Es war so laut. Wo war ihr Papa? Wo ihre Mama? Wie sollte sie sie hier finden?

Plötzlich hörte sie die Stimme ihres Vaters: „Hier sind wir, Renamaus, hier.“ Und da war ihr Papa und hielt sie fest. Er zog sie an sich und küsste sie.

„Papa, was ist los? Was passiert hier?“

„Rena, ich weiß es auch nicht. Aber wir sind zusammen und nur das zählt.“

Renate nickte und Papa brachte sie zu Mama und Ellen. Bei ihnen waren ihre Großeltern und Tante Brunhilde und Onkel Alfred aus Friesenheim. Renate setzte sich auf einen der Koffer, die rumstanden.

„Hab keine Angst, Rena!“

„Ich habe keine Angst, ihr seid ja da, Mama. Ich habe nie Angst, wenn ich bei euch bin. Dann fühle ich mich immer sicher.“

Sie setzte sich ganz nah zu ihrer Mutter und wartete. Ihre Mutter flüsterte mehr zu sich selbst: „Hoffentlich kann ich dich immer beschützen, mein Schatz! –Ich sag dir, was wir jetzt machen. Du liest und allen jetzt deinen Artikel vor. Wie wäre das?“

„Das ist fast so gut wie vor der Klasse. Bekomme ich dann auch einen Mohrenkopf?“

„Leider haben wir keinen, aber ich habe dir ein paar Kekse mitgebracht. Geht das auch?“

„In Ordnung“; seufzte Renate und las den Artikel, so gut sie konnte, vor. Sie hätte kein aufmerksameres Publikum haben können, keins, das sie mehr bewundert hätte.

Als sie fertig war, klatschten alle und sagten ihr, was für ein kluges und reizendes Mädchen sie sei. Sie aß ihren Keks und lief durch die Halle, um die Leute zu begrüßen, die sie kannte.

Alle Juden aus Offenburg und aus der ganzen Umgebung waren da. Es müssen wenigstens tausend Menschen in der großen Halle gewesen sein. Es war ein glücklicher Tag für das freundliche kleine Mädchen.

Gegen Abend wurde es ganz still in der Halle, als eine laute Stimme alle aufforderte, ihre Sachen zusammen zu suchen.

Sie mussten zum Bahnhof gehen.

„Noch eine Zugfahrt?“ fragte Renate, Der beunruhigte Ausdruck auf den Gesichtern der Erwachsenen hätte sie warnen sollen, dass das kein aufregendes Abenteuer werden würde.

Aber alles, was sie hörte, war, dass sie eine lange Reise machen würden.

KAPITEL 6

Die Zugfahrt

Langsam leerte sich die Halle und die Juden machten sich auf den Weg zum Bahnhof. Die Erwachsenen trugen ihr Gepäck und ihre Babys, und wo keine Babys waren, brauchten alte Leute Hilfe. Selbst ganz kleine Kinder versuchten zu laufen, weil es nicht genug Arme gab, um sie zu tragen oder um die Alten zu stützen, nicht genug Arme, um all die bewegliche Habe zu transportieren, die Menschen in einer Stunde zusammen packen konnten.

Renate trug ihre eigene kleine Tasche und einen Rucksack. Ihre Mutter hatte Proviant für die Reise mitgenommen. Als die Polizei gekommen war, um den Befehl zur Deportation zu überbringen, hatte Frau Haberer gerade 10 kg Kartoffeln gekocht um Kartoffelsalat zu machen. Sie nahm die Kartoffeln im Gepäck mit. Diese Kartoffeln bewahrten die Haberers und die anderen in ihrem Abteil in den folgenden Tagen vor dem Verhungern.

Als die Juden den Bahnhof von Offenburg erreichten, wurden sie dicht gedrängt in einen Zug gezwängt. Jeder Wagen war in Coupés unterteilt. Normalerweise war ein Coupé

für 6 – 8 Fahrgäste bestimmt. Jetzt wurden die vier Haberers, ihre Großeltern, Tante, Onkel und drei weitere Personen, also elf Menschen mit Gepäck, in ein Abteil gezwängt.

Die Haberers gehörten zu den Glücklichen. Viele mussten einfach in den Gängen stehen. Die Menschen drängten sich auf jedem Zentimeter. Jeder Wagen in dem langen Zug war voll belegt. 6500 Juden wurden aus ihrem Heimatland verwiesen.

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Renates Vater und ihr Onkel lehnten sich aus dem Fenster um zu sehen, in welche Richtung der Zug fuhr. Angestrengt blickten sie hinaus und schließlich drehte sich Herr Haberer zu seiner Familie um und sagte: „Shema Israel – wir fahren nach Frankreich!“

Jeder – außer Renate und Ellen – wusste, was das bedeutete. Wären sie nach Osten gefahren, hätte das Polen bedeutet und den sicheren Tod. Der Weg nach Westen bedeutete einen kleinen Hoffnungs-Schimmer.

Eine endlos lange Fahrt begann. Irgendwann in der Nacht hielt der Zug in Freiburg und weitere Wagen wurden angekuppelt. Tante Lydia, Onkel Friedrich und Trudy fanden die Haberers. Jetzt zwängten sich 14 Menschen in das Abteil. In der Enge schliefen viele vor Erschöpfung ein.

Die Kinder saßen auf dem Schoß der Erwachsenen. Das Tageslicht weckte sie aus ihrem unruhigen Schlaf. Renates Mama gab jedem eine kleine Kartoffel zum Frühstück.

„Wir sollten lieber mit dem Essen sparen. Wir wissen nicht, wie lange es reichen muss. Außerdem müssen wir mit denen teilen, die nichts haben...“

Renate war unruhig. Oma versuchte sie mit ihren schönsten Geschichten abzulenken. Beide Großmütter sangen ihre Lieblingslieder, aber es brachte nichts. Renate wollte rumlaufen und sehen, was im Zug so alles passierte.

„Mama, kann ich in die anderen Abteile gehen und sehen, ob ich Bekannte finde?“

„Also gut, Rena, aber bleib in diesem Wagen! Ich will immer genau wissen, wo du bist. Wir wissen nicht, wo und wann der Zug hält, und ich will, dass du bei mir bist, wenn wir schnell aussteigen müssen.“

„Ich verspreche, dass ich in diesem Wagen bleibe!“ Und weg war sie. Sie schlängelte sich durch die Menschenmassen, schaute in jedes Abteil und begrüßte alle, die sie kannte. Es fing an ihr Spaß zu machen. Sie fand ein paar Kinder zum Spielen und Erwachsene zum Unterhalten. Renate verstand nicht, warum die Erwachsenen keinen Spaß hatten. Der Zug war doch voller Menschen, die sie kannte.

Und so verging der erste Tag.

Kartoffeln zum Frühstück, Kartoffeln zu Mittag, Kartoffeln zum Abendessen. Die Menschen redeten, versuchten zu lachen – aber die meiste Zeit machten sie sich Sorgen und dachten über ihre Zukunft nach. Wohin würde man sie bringen? Was würde mit ihnen geschehen?

Renate war eine willkommene Abwechslung. Ihre Familie und ihre Freunde wollten das kleine Mädchen nicht verängstigen. Deshalb spielten sie mit ihr und erzählten Geschichten - und so verging auch für sie die Zeit schneller.

Der dritte Tag ging vorbei. Sie hatten fast alles aufgegessen, was sie mitgebracht hatten. Es gab nichts anderes. Zusammengepfercht in dem Waggon konnten sie nicht richtig schlafen.

Die Tage und Nächte wurden immer länger. Renate wollte den Zug weiter erkunden.

„Mama, kann ich in einen anderen Wagen gehen? Ich will sehen, wer da ist.“

„Also gut“; antwortete Papa, „ich komme mit dir. Ich will das auch sehen.“

Die beiden entdeckten die Stein-Schwester und andere Verwandte und Freunde aus Offenburg, Freiburg, Mannheim, Karlsruhe und Lahr. Jetzt hatte Renate einen größeren Spielraum für ihre Erkundungen.

In der dritten Nacht hielt der Zug im französischen Colmar. Die jüdische Bevölkerung der Stadt brachte uneigennützig alle Nahrungsmittel, die sie entbehren konnten, zum Zug. Dort teilten die Juden großzügig alles Essen, was sie bekamen. Frau Neu, die Frau vom Synagogenvorsteher und Renates besondere Freundin, bekam Leberwurst. Und weil sie wusste, wie gern Renate das aß, gab sie sie ihr.

Für vier Tage und Nächte blieben die Juden im Zug und fürchteten das Schlimmste. Sie wussten nicht, dass die Gauleiter Robert Wagner und Josef Burckel Hitlers Befehl ausführten. Sie sollten alle 6500 Juden, die noch in Baden und Rheinland Pfalz lebten, ins unbesetzte Frankreich bringen.

In Vichy bot sich das Lager von Gurs an, ein altes verlaustes und verdrecktes Lager. Damals beherbergte es Spanier, die vor Franco geflohen waren, Zigeuner, politische Gefangene und Juden, die in Frankreich lebten, ohne die französische Staatsangehörigkeit zu besitzen.

Am vierten Tag teilte man den Juden im Zug mit, ihre neue Bleibe werde das Lager von Gurs am Fuße der Pyrenäen sein. Das war zwar nicht das Paradies, aber wenigstens weit entfernt von Polen.

Hilfsorganisationen boten ihre Unterstützung an: z.B. die Quäker, eine religiöse Gruppe aus Philadelphia in Pennsylvania/USA oder die CIMADE, die Organisation der französischen Protestanten. Auch die HICEM, eine jüdische Organisation für die Emigration und die OSE, eine Hilfsorganisation für Kinder boten ihre Hilfe an.

Der Abend des vierten Tages begann sehr unangenehm. Als der Befehl zur Deportation kam, hatte man den Juden gesagt, sie sollten soviel einpacken, wie sie tragen konnten. Es durften aber nicht mehr als 50 kg pro Person sein und 30 kg pro Kind. Außerdem durften sie pro Person 100 Reichsmark mitnehmen. Und jetzt, am Abend vor ihrer Ankunft in Gurs, beschlossen die Deutschen ihnen selbst diese kleine Summe abzunehmen.

Das Abteil der Haberers war das erste im Zug. Deshalb zogen die Soldaten zuerst das Geld von Renates Familie ein und befahlen ihrem Vater, er solle sie begleiten, um das Geld von den anderen einzusammeln.

Die meisten wussten, dass sie keine Wahl hatten, und gaben ihr Geld freiwillig heraus. Aber in einem Abteil weigerte sich eine ältere Frau. Sie hatte das Geld in ihrer Unterwäsche versteckt. „Nein“, sagte sie, „ich darf mein Geld behalten. Man hat uns gesagt 100 Mark pro Person.“ Einer der Soldaten wurde wütend und stieß die alte Frau mit dem Gewehr zu Boden. Da konnte es Renates mitfühlender und mutiger Vater nicht länger ertragen. Er holte aus und schlug den Soldaten, dass er quer durch das Abteil flog. Sofort ergriffen die anderen Soldaten ihn und schlugen ihn zusammen. Sie standen um ihn herum mit entschärften Gewehren.

Die Menschen im Abteil starrten sie an und wussten nicht weiter. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Renates Familie hörte bald, was geschehen war. Starr vor Angst glaubten sie, dass man ihren geliebten Gustel erschießen würde. Die ganze Nacht beteten sie und warteten.

Am Morgen des fünften Tages hielt der Zug in Orléan. Als die Menschen ausstiegen, öffneten sich die Wolken und durchnässten diese armseligen Geschöpfe durch und durch.

Nasse und verzweifelte Familien wurden getrennt. Frauen und Kinder wurden auf die einen Lastwagen geladen, die Männer auf die anderen.

Immer noch war Gustel nicht wieder aufgetaucht. Endlich stieg der Wehrmachtsoffizier, der für den Transport verantwortlich war, aus, und dann kam Gustel zwischen zwei deutschen Soldaten.

„Herr Haberer, versuchen Sie das nie wieder! Das nächste Mal geht es um Ihr Leben. Sie sind kein freier deutscher Staatsbürger mehr. Sie sind ein Jude ohne Schutz und Rechte!“ Das sagte der deutsche Offizier, aber erstaunlicherweise erschoss er Gustel nicht. Er gestattete ihm mit den anderen Männern auf den Laster zu steigen.

Niemand in der Familie ahnte, dass Gustels Mut und Menschlichkeit mit dazu beitragen würde, dass sie alle überlebten.

KAPITEL 7

Das Lager von Gurs

Als die Lastwagen ins Lager einfuhren, schlossen sich die Tore hinter ihnen. „Mama“, fragte Renate, „warum ist da überall Stacheldraht?“ „Der Draht steht unter Strom, Rena. Du darfst ihn nie anfassen! Er kann dich sehr verletzen.“ „Aber, Mama, warum sind wir eingeschlossen? Es ist wie ein Gefängnis, Mama. Warum sind wir im Gefängnis? Wir haben doch nichts getan?“ „Du hast Recht, Rena, Liebling. Wir haben nichts getan. Du darfst nie denken, dass wir etwas getan hätten. Hitler ist ein böser Mensch. Er und seine Freunde hassen viele Menschen und tun ihnen weh – nicht nur uns Juden. Aber wenn G— t bereit ist, wird er sie strafen und uns befreien. Rena, vergiss nie, dass unser Herrg— t immer bei dir ist. Bete jede Nacht zu unserem Herrn, so wie ich es dir beigebracht habe. Er wird dich hören und dir helfen.“

Renate ließ sich von den Worten ihrer Mutter trösten. Sie wusste, dass sie ihrer Mama immer vertrauen konnte. Jetzt hatte sie keine Angst mehr und sah sich um. Alles was sie sah, waren alte, heruntergekommenen Hütten, die man, wie sie später erfuhr, Baracken nannte. Sie schienen schon ziemlich alt zu sein und um sie herum war Schlamm. Überall schwarzer und schleimiger Schlamm. Renate hatte noch nie soviel Schlamm gesehen.

Das Lager war eingeteilt in Sektoren, die man „ilots“; Inseln, nannte. Jede Insel bestand aus 22 bis 24 Baracken, die mit Stacheldraht eingezäunt waren. Jede „ilot“ wurde bewacht, und keiner durfte ohne Erlaubnisschein von einer Insel zur anderen gehen. Die Männer wurden in die „ilots“ am einen Ende des Lagers untergebracht, die Frauen am anderen.

Renate, ihre Mutter und Ellen kamen in „ilot“ M. Ihre Tanten waren bei ihnen, aber Oma kam leider in „ilot“ L. Sie konnten sich durch den Stacheldraht sehen, aber nicht berühren. Renate kam mit ihrer Mutter und Schwester in eine Baracke mit ungefähr 60 anderen Frauen und Kindern. Der Raum war vollkommen leer. Keine Tische und Stühle, keine Betten, nur Stroh auf dem Lehm Boden.

Das Leben war schrecklich. Die Baracken waren für 20 Personen gebaut worden und mussten jetzt 60 aufnehmen. Sie waren dreckig. Es gab Ratten und anderes Ungeziefer. Nachts kamen die Ratten raus und bissen jeden, der sich nicht bewegte. Renates Mutter blieb die ganze Nacht wach und wiegte Ellen in ihren Armen, während Renate auf ihrem Schoß schlief. Ihre Tanten wechselten sich ab und warfen mit Schuhen, um die Ratten zu vertreiben. Die Frauen waren sehr erschöpft.

Es gab keine Baderäume. Draußen stand eine Pumpe mit kaltem Wasser, unter der sich die Menschen wuschen. Als es kalt wurde, wusch Renates Mutter die Kinder in der Baracke mit einem Schwamm. Dort war es aber auch nicht viel wärmer. Am schlimmsten waren die Toiletten. Es waren einfach große Löcher, von Holzwänden umgeben. Man konnte sie nur über eine Leiter erreichen. Sie stanken und waren einfach furchtbar. Renate wollte sie

nicht benutzen. Sie hatte Angst, in das große Loch zu fallen. Es wurde ihr immer übel, bis ihre Mutter einen Topf organisierte, den sie mit Ellen benutzen konnte.

Am meisten litt sie darunter, dass es nichts zu tun gab. Renate lief in ihren Stiefeln in dem glitschigen Schlamm herum. Es gelang ihr mit der Zeit, sich so nach vorne zu beugen, dass sie nicht ausrutschte. Immer wenn es regnete, und es regnete oft, wurde der Schlamm so tief und glitschig, dass sie nur an der Hand eines Erwachsenen gehen konnte. Das einzig Gute war, dass die Wachen Franzosen und nicht Deutsche waren. Denn die Franzosen hassten die Juden nicht so sehr, wie die Deutschen es taten.

Die `ilot`, in der ihre Familie untergebracht war, grenzte an den Friedhof, und dorthin ging Renate jeden Tag. Sie stand dann am Stacheldraht, der sie vom Friedhof trennte, und beobachtete die Leichenzüge, die täglich mehrmals vorbeizogen. Über 2000 Juden starben im ersten Winter. Die Verwandten durften ihre Liebsten beerdigen, und wenn sie zum Friedhof kamen, weinten sie. Renate sah zu und weinte auch. Sie weinte nicht um die unbekanntenen Toten. Sie war nur so unglücklich, und die Beerdigungen gaben ihr einen Grund für ihre Tränen.

Eines Tages bemerkte sie einen Wachsoldaten am Stacheldrahtzaun. Er erinnerte sie an ihren Papa. Er war groß und auch dunkelhaarig. Sie musste einfach mit ihm sprechen.

„Guten Morgen“, sagte sie schüchtern.

Der Wachmann ignorierte sie. Renate aber gab nicht auf. Jeden Tag begrüßte sie ihn. Und jeden Tag ignorierte er sie. Doch dann, als Renate eines Morgens in dem tiefen schwarzen Schlamm stand, ließ der Wachsoldat seinen Handschuh unter den Stacheldrahtzaun fallen. Sofort, bevor er im Schlamm versinken konnte, krabbelte Renate unter den Zaun und hob den dreckigen Handschuh auf.

„Hier“, sagte sie und lächelte strahlend. Der Wachmann konnte sie nicht länger ignorieren. Seine Mutter kam aus dem französischen Elsass, wo man Deutsch sprach. Deshalb konnte er ein wenig Deutsch sprechen.

„Danke. Wie heißt du?“

„Renate.“

„Warum kommst du jeden Tag hierher?“

„Ich habe sonst nichts zu tun. Und hier kann ich Menschen beobachten.“

Es machte Renate nun mehr Spaß zum Friedhof zu gehen. Sie konnte mit dem Wachmann über vieles reden, aber vor allem erzählte Renate ihm, wie sehr sie ihren Papa vermisste.

„Mama, komm mit und lerne meinen Wachmann kennen! Er ist ein so netter Mensch“, sagte sie oft, wenn sie in die Baracke zurückkehrte.

„Nein, Renate, ich will keinen Wachmann kennen lernen. Ich wünschte, du würdest es auch nicht.“

„Aber dann hätte ich ja gar nichts mehr zu tun.“

Sie gab ihre täglichen Besuche beim Friedhof nicht auf.

Eines Tages fragte der Wachmann: „Renate, wenn du deinen Vater besuchen könntest – hättest du Angst, ganz alleine zum anderen Ende des Lagers zu gehen?“

„Oh nein! Ich möchte meinen Papa sehen. Ich vermisse ihn so sehr! Außerdem habe ich nie Angst.“

„Dann frag deine Mama, ob sie einverstanden ist mit mir zu sprechen. Ich denke, ich kann dafür sorgen, dass du deinen Papa besuchen darfst.“

Renate stolperte zurück durch den Matsch, so schnell sie konnte.

„Mama, Mama!“ rief sie.

„Was gibt es denn, Rena?“

„Mama“, sagte sie atemlos, „Mein Wachmann will, dass du zu ihm gehst und mit ihm sprichst.“

„Rena, will er wirklich mit mir sprechen, oder hast du ihm gesagt, dass deine Mama mit ihm sprechen will?“

„Nein, er hat es selbst vorgeschlagen. Er hat es wirklich getan. Er will, dass du gleich morgen früh kommst.“

Renates Mutter gab nach und fragte sich, was wohl los sei. Sie war besorgt, weil Wachmänner eigentlich nicht mit Gefangenen redeten, es sei denn, irgendetwas war nicht in Ordnung.

Am nächsten Morgen ging sie mit Renate zum Stacheldrahtzaun beim Friedhof. Sie sah misstrauisch zu dem Wachmann hin, der dort stand.

Er sagte: „Renate hat mir erzählt, wie sehr sie sich nach ihrem Papa sehnt. Ich habe mit den anderen Wachmännern gesprochen, die die `ilots` zwischen diesem und dem, wo ihr Mann untergebracht ist, bewachen. Sie wollen Ihr Kind durchlassen, wenn Sie es erlauben.“

„Ich habe gedacht, Besuche seien verboten.“

„Bald wird man Besuche zwischen den ilots der Männer und Frauen gestatten. Deshalb konnte ich Renates Besuch arrangieren.“

„Ist sie sicher, wenn sie ganz allein geht?“

„Wir werden sorgfältig auf sie aufpassen. Sie kann auf dem hölzernen Fußweg gehen, der an der Hauptstraße entlang führt.“

„Rena“, fragte die Mutter, „hast du Angst alleine zu gehen? Es ist weit und du wirst vielleicht sehr müde sein.“

„Oh nein, Mama, lass mich bitte gehen!“

Frau Haberer gab zögernd ihre Einwilligung. Der Besuch sollte am nächsten Tag stattfinden.

„Sie haben da ein ganz besonderes kleines Mädchen“, sagte der Wachmann.

Am nächsten Morgen machte sich Renate auf den Weg. Sie trug Briefe von den Frauen in ihrer Baracke bei sich, die für die Männer, Väter, Brüder und Söhne bestimmt waren. Die Frauen hatte ihr auch Lebensmittel mitgegeben, die sie organisiert hatten.

Renate fühlte sich sehr tapfer und bedeutend, als sie sich auf den langen Weg machte. Bei jeder `ilot` winkten die Wachmänner, und sie lächelte glücklich und winkte zurück. Sie fühlte sich wie eine Königin. Es war ein richtiges Abenteuer.

„Renamaus“, rief ihr Papa, als er sie sah. Er breitete seine Arme aus und sie lief hinein. Er hatte Tränen in den Augen, als er sein kleines Mädchen umarmte.

„Papa, es ist so schön dich zu sehen! Ich vermisse dich so arg!“

„Ich auch, meine kleine Renamaus! Jetzt erzähle mal: Wie geht es Mama und Ellen?“

„Ich habe einen Brief von Mama für dich. Da steht alles drin, und ich habe noch Briefe für viele andere.“

„Dann lese ich jetzt den Brief, solange du deine Post austrägst.“

Renate trug ihre Briefe aus und verteilte die Lebensmittel. Dabei sprach sie mit den Männern, die sie kannte. Sie sah, wie sie sich verändert hatten. Sogar ihr Onkel Alfred, der immer einen dicken Bauch gehabt hatte, war jetzt dünn. Keiner der Männer sah mehr so aus wie früher. Alle waren hager und blass.

Sie vergaß das alles allerdings gleich wieder, als sie sie herzlich begrüßten. Sie hatten schon lange kein Kind mehr gesehen. Sie steckten ihr etwas zu essen zu, und ein Mann gab ihr eine Banane, die er irgendwo organisiert hatte. Renate genoss all die Aufmerksamkeit, die sie bekam, aber das Schönste war, dass sie bei ihrem geliebten Papa war.

Nur zu bald aber musste sie wieder gehen. Die Männer gaben ihr Briefe für ihre Frauen und Verwandten mit; ihr Papa umarmte und küsste sie noch einmal, und dann machte

sie sich auf den langen Rückweg. Renate wäre den Weg gerne jeden Tag gegangen, aber leider bekam sie keine Erlaubnis mehr.

Da hatte Renate eine andere Idee. Als sie wieder einmal zum Friedhofszaun kam, sagte sie zum Wachmann: „Eine in meiner Baracke ist gestorben. Jetzt gibt es Platz für Jemand anderen. Und ich möchte so gerne, dass meine Oma kommt. Könnte ich nicht mit dem Mann von ihrer ‚ilot‘ sprechen, damit er ihr erlaubt, dass sie zu uns kommt?“ – Oh, also du willst den Verantwortlichen sprechen?“ Der Wachmann sah sie amüsiert an. „Meinst du so jemanden wie mich?“ – „Kannst du sie denn herbringen?“ – „Nein, leider nicht.“ – „Dann will ich nicht mehr mit dir sprechen. Ich will mit dem Mann sprechen, der zu sagen hat.“

Der Wachmann, amüsiert von der Kühnheit des kleinen Mädchens, beschloss, mit seinem Vorgesetzten zu sprechen, um zu sehen, ob es eine Möglichkeit gab.

Als der Kommandant der ilot hörte, dass ein kleines siebenjähriges Mädchen ihn sprechen wollte, musste er lachen und war einverstanden.

Renate knickte vor dem Offizier.

„Warum willst du mich sprechen?“ – „Wegen meiner Oma. Sie ist in deiner ilot, und ich vermisse sie so sehr. In meiner Baracke ist Platz, weil eine Dame gestorben ist. Darf meine Oma dann jetzt bei uns wohnen?“ – „Wie heißt denn deine Oma?“ – „Tilla Strauss.“ – „Warum ist das so wichtig für dich?“ – „Sie erzählt mir immer Geschichten und singt mit mir, und ich habe sie einfach ganz arg lieb!“

Der Mann dachte einen Augenblick nach. Er wusste, was den Juden in dem Lager bevorstand, und die Zukunft sah nicht rosig aus für das kleine Mädchen. Warum sollte er nicht alles tun, was er konnte, um sie jetzt etwas glücklich zu machen?

„Jede Oma, die so eine tapfere kleine Enkelin hat, verdient bei ihr zu sein, und ich werde sie in eure ilot verlegen.“ – „Danke! Danke vielmals!“

Er lächelte und befahl dem Wachmann, Tilla Strauss solle ihre Sachen packen und ins Büro des Kommandanten kommen.

Als Frau Strauss den Befehl bekam, hatte sie große Angst. Sie wusste nicht, wo man sie hinschicken würde. In ein anderes Lager? In eins der schrecklichen Lager, von denen alle leise munkelten? Sie betrat das Büro. Als Renate sie mit ihrem Koffer sah, lief sie zu ihr hin und küsste sie. Dann lief sie schnell zurück und legte ihre Arme um den Kommandanten und sagte: „Sie sind der netteste Mann auf der ganzen Welt.“ Und jetzt hatte Renate ihre geliebte Oma bei sich, deren Liebe und deren Lachen ihr halfen, all das Schreckliche des Lagers von Gurs zu vergessen.

KAPITEL 8

Gustel Haberer

Inzwischen durften die Männer und Frauen im Lager sich gegenseitig besuchen.

Renates Vater, Gustel, kam in ihr ilot. Nach einem fröhlichen Wiedersehen mit seiner Frau, den Kindern, Schwestern und der Schwiegermutter sagte er zu seiner Frau: „Ruth, komm, lass uns einen Spaziergang machen, Ich muss dir so viel erzählen!“

Draußen vor den Baracken, wo niemand sie hören konnte, erzählte er ihr, was seit ihrer letzten Begegnung geschehen war. Das ist seine Geschichte:

Als wir Männer zu unserer Ilot gebracht wurden, war ich entsetzt über die schrecklichen Zustände. Und ich bemerkte auch die Gleichgültigkeit, die die Männer befallen hatte. Ich fühlte, dass ich etwas tun musste. So ersuchte ich um ein Treffen mit dem Kommandanten und erbat von ihm die Erlaubnis eine Arbeitsgruppe zu bilden. Unsere Aufgabe sollte sein, den Platz zu reinigen. Alles was ich wollte, waren einige Reinigungsgeräte und etwas Brennmaterial, um den Unrat nach der Arbeit zu verbrennen.

„Warum wollen Sie das tun?“, wollte der Kommandant wissen. „Ich kann Ihnen nicht mehr zu essen geben. Ich habe nichts. Ich kann Ihnen nichts extra geben. Na ja, vielleicht könnte ich für Sie speziell etwas mehr Essen organisieren, aber für niemanden sonst.“

„Nein, ich möchte keine Vergünstigungen für mich persönlich“, antwortete Gustel bestimmt.

„Warum tun sie es denn dann?“ – „Zunächst einmal, damit dieser Ort sauber wird, damit wir nicht in so einem Dreck leben müssen. Außerdem um Diphtherie, Typhus oder einfach nur Läusebefall zu vermeiden. Aber ich möchte auch den Männern einen Grund geben, um morgens aufzustehen, um nachts müde zu sein oder um einfach etwas zu tun zu haben.“

„Also gut. Ich erlaube es und gebe Ihnen, um was Sie gebeten haben. Aber das ist alles. Stellen Sie keine weiteren Forderungen!“

„Vielen Dank. Das ist alles, was ich möchte.“

Dann habe ich die Männer eingeteilt. Zuerst meldeten sich nur ein paar freiwillig, aber schließlich arbeiteten die meisten mit und reinigten die Ilot. Und obwohl die Zustände immer noch nicht gut sind, leben wir wenigstens nicht wie die Schweine.

Es gibt noch etwas, was ich dir erzählen muss. Die französische Widerstandsbewegung *Resistance**, die in Gurs sehr aktiv ist, hat gehört, was im Zug passiert ist und auch, wie ich den Kommandanten gebeten habe, mit den Männern arbeiten zu dürfen. Eines ihrer Mitglieder hat mich heimlich aufgesucht und gefragt, ob ich ihnen helfen wolle. Alles was in meiner Macht stehe, würde ich tun, um Hitler und die Nazis zu bekämpfen, habe ich geantwortet. „Wie kann ich helfen?“ – „Wir brauchen Jemanden hier im Lager, der den politischen Gefangenen hilft zu entkommen“, hat er gesagt. - „Wie könnte ich das?“ – „Wir würden Ihnen einen Job in der Küche besorgen, die außerhalb des Lagers von den Quäkern unterhalten wird und von einer protestantischen Organisation, die sich *„Cimade“* nennt.

Ihre Aufgabe wird sein, die großen Töpfe, die mit Essen gefüllt sind, ins Lager zu rollen und wieder hinaus. Hin und wieder wird man Sie bitten, einen Gefangenen in einem dieser Töpfe an den Wachen vorbei hinaus zu rollen. Wenn man Sie fasst, werden wir Ihnen nicht helfen können. Sie wissen, was das bedeutet.“

Ruth schmiegte sich eng an ihren Mann, als sie das hörte. „Es ist so gefährlich!“

„Ich muss es tun. Ich muss alles tun, was ich kann, um diesen Wahnsinn zu beenden. Ich kann mich nicht einfach zurücklehnen und die andern kämpfen lassen. Ich muss alles mir Mögliche tun, um für das zu kämpfen, an das ich glaube!“

** Die französische Résistance war eine geheime Armee von Männern und Frauen, die waghalsige Taten vollbrachten und Sabotageakte erübten, mit dem Ziel, die Deutschen zu besiegen. Sie sprengten Eisenbahngleise und Brücken in die Luft, um dem Nachschub den Weg zur deutschen Front abzuschneiden. Sie befreiten politische Gefangene aus Konzentrationslagern oder Gefängnissen. Es war äußerst gefährliche Arbeit, und wenn ein Widerstandskämpfer gefangen genommen wurde, wurde er getötet. Deshalb arbeiteten nur besonders tapfere Menschen im Widerstand.*

„Oh, Gustel, ich weiß, aber ich habe solche Angst!“ – „Willst du denn nicht, dass wir frei sind?“ – „Doch natürlich, aber sei bitte vorsichtig! Ich liebe dich, und ich bin sehr stolz auf dich!“

Die Tage vergingen. Renate feierte ihren achten Geburtstag in Gurs. Inzwischen bemühte sich die OSE (Oeuvres de secours aux enfants), das französische Kinderhilfswerk, die jüdischen Kinder zu befreien. Sie bekam die Erlaubnis, eine Schule für die Kinder im Lager einzurichten. Jede ilot der Frauen bekam dafür eine eigene Baracke. Die Kinder sollten mehr Essen bekommen, die Baracken sollten sauber sein und Kojen haben zum Schlafen. Und freiwillige Lehrer sollten für einen kontinuierlichen Unterricht sorgen.

Auch Renate sollte dorthin gehen. Sie war nicht glücklich darüber. „Warum muss ich gehen, Mama? Ich bin lieber bei dir und Oma, ich will nicht in eine andere Baracke. Und auch nicht in die Schule!“

„Rena, Bildung ist sehr wichtig. Es ist Pflicht für jedes Kind zur Schule zu gehen. Du musst eine gute Ausbildung bekommen. Das ist eines der Dinge, das sich Papa und ich am meisten für Ellen und dich wünschen. Und Rena, du wirst noch immer in meiner Nähe sein. Du wirst mich immer noch jeden Tag sehen. Es wird nicht so schlimm sein wie damals, als du nach Freiburg fahren musstest.“

„Aber Mama...“

„Kein Aber! Du wirst zur Schule gehen und in der Kinderbaracke wohnen.“

Renate war nun schon vier Monate in Gurs. Sie lebte in der Kinderbaracke und ging zur Schule. Sie glaubte, dass ihr Leben nun immer so weiter gehen würde, als ihr Vater mit den Neuigkeiten kam. Er sprach zuerst mit seiner Frau.

„Ruth, die OSE hat arrangiert, dass 50 Kinder das Lager verlassen können und in einem Kinderheim im unbesetzten Frankreich unterkommen. Das gilt dieses Mal vor allem für Kinder ab 10 Jahren. Aber wegen meiner Verbindungen zu Emma Lederer und Mme Salomon darf Renate auch mitgehen.“ – „Aber wie kann ich sie gehen lassen? Sie ist noch so klein. Sie braucht mich und ... ich brauche sie auch!“

„Es ist vielleicht der einzige Weg um sie zu retten. Ich wünschte, wir könnten auch Ellen mitschicken, aber im Augenblick haben sie noch kein Heim für so Kleine.“

Ruth wurde weiß. „Ist es so schlimm?“ – „Ja, Deutschland erobert nach und nach ganz Europa, und es gibt Gerüchte, dass wir woanders hingeschickt werden sollen. Da wird uns dieses Lager wie ein Erholungsort erscheinen. Es geschehen schreckliche Dinge, Ruth. Ich würde dich lieber nicht beunruhigen, aber du musst begreifen, wie wichtig es ist, dass Rena hier wegkommt. Hitler will alle Juden in Europa vernichten, und wir müssen alles tun, was in unserer Macht steht, um unsere Kinder zu retten.“

„Ich weiß, dass es nötig ist, aber wie soll ich es ihr beibringen? Sie sagt immer, dass alles gut sei, solange sie bei mir ist. Wann fahren sie ab?“

„Schon in ein paar Tagen. Es ist alles organisiert.“

Renates Mutter sagte es ihrer Tochter erst am 23. Februar, am Tag vor der Abreise. Sie wollte ihr solange wie möglich ihre Unbeschwertheit erhalten. Aber die wenigen Tage vergingen wie im Fluge.

KAPITEL 9

Der Abschied

„Renate, komm, setz dich zu mir!“ bat ihre Mutter. „Ich muss dir etwas sagen!“
„Du siehst traurig aus, Mama.“ – „Das bin ich auch, Schatz! Was ich dir jetzt sagen muss, ist schlimm für uns beide, aber es ist am besten so und wir müssen beide tapfer sein...“

„Was ist denn, Mama? Sag schon!“ Renate hatte Angst.

„Madame Salomon wird dich und einige andere Kinder in ein Kinderheim bringen im nicht besetzten Teil Frankreichs.“

„Nein, Mama, nein! Ich will nicht weg von dir! Lass mich nicht gehen! Ich werde auch ganz brav sein. Ich werde auch alles tun, was du sagst. Ich werde ohne zu murren zur Schule gehen

Ich werde die schreckliche Suppe auslöffeln. Ich werde alles tun, was du willst.“

„Rena, ich schicke dich nicht weg, weil du ungezogen bist. Du bist großartig. Du bist mein großes, tapferes Mädchen. Ich schicke dich weg, weil ich dich so liebe. Du wirst in einem richtigen Bett schlafen. Du brauchst keine Angst mehr vor Ratten zu haben, und du wirst ein richtiges Badezimmer haben. Das wird viel besser für dich sein. Ganz sicher!“

„Es ist nur besser, wenn ich bei dir bin.“

„Renate, auch wenn es schwer für dich ist, das alles zu verstehen – vertraue Papa und mir und vergiss nie, dass wir dich lieben und nur das Beste für dich wollen!“

„Aber Ellen darf doch auch bei dir bleiben!“

„Ich wünschte, sie könnte mit dir gehen, aber sie ist noch zu jung. Die meisten der Kinder sind älter als 10. Papa hat für dich eine besondere Genehmigung bekommen, weil du erst acht bist.“

„Bitte, Mama, warte doch, bis ich 10 bin. Ich werde dort ganz allein sein. Ich brauche dich doch!“

„Ich werde dir schreiben. Und auch wenn wir uns vermissen werden, so sind wir doch immer zusammen. Denn die geliebten Menschen sind in deinem Herzen und deinem Gedächtnis eingegraben. Immer wenn du einsam bist, Rena, brauchst du nur deine Augen zu schließen. Dann wirst du Papa und mich sehen und alle Menschen, die du liebst. – Und jetzt“; wechselte sie das Thema, „mache ich dir zwei neue Röcke für die Reise.“

Einen Moment lang war Renate abgelenkt. „Wie willst du denn das machen? Du hast doch keinen Stoff und keine Nähmaschine.“

„Aber ich habe Nadeln, Garn und eine Schere. Ich werde zwei meiner Röcke zerschneiden und daraus etwas für dich nähen. Komm, setz dich zu mir, wie früher im Nähzimmer, und wir unterhalten uns, während ich nähe. – Es gibt ein paar Dinge, die du nie vergessen darfst. Zuerst einmal: schäme dich nie, Jüdin zu sein! Die Juden sind ein gutes Volk. Sie haben nichts Böses getan. Für alles, was uns jetzt zugefügt wird, sind ein paar grausame Männer verantwortlich, wie Hitler und seine Freunde. – Rena, denk an die Geschichte von Purim, als Haman die Juden vernichten wollte, aber unser Herrg—tt hat es nicht zugelassen. Unser Herrg—tt hat Mordechai und Esther genau gesagt, was sie König Ahasverus sagen sollten, damit die Juden gerettet würden. Der Herr strafte Haman. Esther wurde Königin, und mit Gottes Hilfe rettete sie ihr Volk. Hitler hat dasselbe vor wie Haman, aber so wie G—t damals den Juden geholfen hat, so wird er uns auch diesmal helfen.“

„Dann lass mich doch bei dir bleiben, Mama! Du weißt doch, dass alles wieder gut wird. Du hast es doch gesagt!“

Ruth Haberer dachte nach. Wie konnte sie ihre kleine Tochter trösten und beruhigen, damit sie die schrecklichen Zeiten, die vor ihr lagen, leichter überstehen würde. Was konnte sie ihr jetzt sagen, damit sie zu einer glücklichen und liebevollen Frau voller Vertrauen heranwachsen würde. Eine Frau, die das Leben meistert und für andere da ist. Rena war noch so jung. Viel zu jung, um auf sich selbst gestellt zu sein.

„Renate, du musst jetzt selbst für dich sorgen! Denk erst, bevor du handelst! Versprich mir, Schatz, dass du immer versuchen wirst, vorsichtig zu sein! „
Renate nickte. Sie würde es versuchen.

„Renate, wenn du nicht mehr bei uns bist, musst du vielleicht einmal mit zur Kirche gehen. Wenn es soweit ist, tu es gern! Erwinnere dich an die schöne Kapelle im Kloster zu Unserer Lieben Frau! Weißt du noch, wie gerne du mit Anna dorthin gegangen bist. Rena, es ist egal, ob du in einer Kirche oder in der Synagoge betest. Eine Kirche ist wie eine Synagoge. Es ist das Haus des Herrn und er hört auf alle Gebete. Im Gotteshaus sind alle willkommen. Alle Menschen sind gleich. Alle Menschen sind Gottes Kinder. Und solange wir auf Gott vertrauen und das Richtige tun, wird alles gut werden. So war es auch bei Mordechai, Königin Esther und ihrem Volk.“

Was soll ich ihr noch sagen, fragte sich Renates Mutter. Es gibt so viel, was sie wissen sollte, und ich werde nicht da sein, um es ihr zu sagen. Was wollte ich wissen, als ich so alt war wie sie?

„Rena, wenn du älter bist, wirst du fragen, woher die Babies kommen.“ Frau Haberer überlegte, was sie ihr sagen sollte, damit sie es heute verstand, es ihr aber in Zukunft helfen würde.

„Wenn ein Mann und eine Frau sich sehr lieben, wollen sie ihr Leben miteinander teilen, und dann heiraten sie. Und dann, ein wenig später, wollen sie aus lauter Liebe etwas Gemeinsames schaffen, etwas, das ihnen beiden gehört. So ließ Gott ein Wunder geschehen, so dass zwei Menschen, die sich lieben, gemeinsam ein Baby haben können.“

„Habt ihr deshalb Ellen und mich bekommen?“

„Ja, mein Liebling! Denk immer daran, wie sehr wir dich lieben und wie unendlich stolz wir auf dich sind.“ Ihre Mutter drückte sie an sich und küsste sie. „Jetzt schließ die Augen und schlaf ein! Ich werde dich die ganze Nacht auf meinem Schoß halten.“

Renate wollte aber nicht schlafen. Sie wollte, dass es nie Morgen werden würde, aber die Stunden vergingen und der Tag brach an.

KAPITEL 10

Sur Aspet

Der Kindertransport begann. Die Kleinen mit ihrem wenigen Gepäck klammerten sich an ihre Mütter und weinten, als man sie aufforderte, auf die Laster zu steigen, die sie zum Bahnhof bringen sollten. Zwei Mütter durften die Kinder dorthin begleiten, und weil Renate eine der Jüngsten war, durfte ihre Mutter mitkommen. Renate weinte nicht auf dem Weg. Ihre Mama war bei ihr, und sie konnte immer noch hoffen, dass sie sich nicht von ihr trennen

musste. Als der Laster aber am Bahnhof hielt und Rena merkte, dass ihre Mutter weggehen wollte, schlang sie ihre Arme um sie und klammerte sich mit aller Kraft an sie.

„Mama, Mama“, schluchzte sie, „lass mich nicht gehen! Bitte!“

Ihre Mutter konnte nichts sagen, so sehr musste sie weinen. Wie konnte sie sich nur von ihrem eigenen Kind losreißen? Sie konnte es nicht – aber sie musste. Sie musste es!

Plötzlich erschien Madame Salomon. Sie war eine großartige Frau, die ihre ganze Zeit und Energie darauf verwandte, jüdische Kinder zu retten. Als sie die beiden sah, wusste sie gleich was zu tun war. Sie nahm Renate auf den Arm und setzte sie in den Zug. Renate blieb einfach sitzen. Das Schluchzen, das ihren Körper erschüttert hatte, hörte langsam auf. Aber auf der ganzen Fahrt saß sie aufrecht da, und die Tränen liefen über ihr Gesicht.

Diese Traurigkeit, die sich in ihrem ganzen Körper widerspiegelte, verließ sie nicht. Schließlich, in den folgenden Tagen, versiegten ihre Tränen, aber die tiefe Traurigkeit blieb. Renates Fröhlichkeit war verschwunden.

Der Zug erreichte Toulouse und die Kinder wurden zu einem anderen Lastwagen gebracht, der sie nach Sur Aspet bringen würde, zu dem Kinderheim, das außerhalb der Stadt lag.

Eine Weile versuchten die älteren Mädchen Renate aufzuheitern, aber sie waren auch unglücklich. Das Schweigen, der Schmerz und die Verslossenheit des kleinen Mädchens ließen sie ihre eigene Einsamkeit noch deutlicher fühlen, und leider reagierten sie darauf mit Spott. So zog sie sich noch mehr zurück.

Die Nacht machte oft alles noch schlimmer. Als sie an jenem Abend zu Bett gegangen war, lag Renate wach und sehnte sich nach ihrer Mama. Heimlich holte sie Albert, ihren Teddy, aus dem Koffer. Sie wusste zwar, dass sie eigentlich zu alt war, um mit ihrem Teddybären zu schlafen, aber sie musste jemanden im Arm halten, den sie liebte. Und sie liebte ihn immer noch, obwohl er inzwischen alt war und keine Arme und Beine mehr hatte. Er war ein Stück Heimat. Sie packte auch den braunen Wollrock aus, den ihre Mutter ihr genäht hatte. Mit Albert und dem Rock im Arm fiel sie endlich in einen unruhigen Schlaf. Gegen Morgen träumte sie, sie würde auf die Toilette gehen, und zum ersten Mal, seit sie ein Baby war, machte sie ins Bett. Renate fuhr hoch. Sie musste das Laken ansehen, und als sie die Decke zurückschlug, entdeckte eins der Mädchen den nassen Fleck. „Seht mal“, rief sie die anderen, „seht mal das große Baby!“

„Baby, Baby“, spottete eine andere, „und sie schläft sogar mit ihrem Teddy!“

„Und so ein hässlicher Teddy! Was für ein Baby!“

Sie machten scheinbar ewig so weiter, aber in Wirklichkeit waren es nur wenige Minuten. Renate sagte kein Wort. Sie lag da mit geschlossenen Augen und tat so, als ob sie nichts hörte.

Mlle Resch, die für die Mädchen in Sur Aspet verantwortlich war, hörte den Lärm und das quietschende Gelächter. Sie lief in den Schlafsaal. Als sie sah, was vor sich ging, sagte sie: „Ihr Mädchen solltet euch schämen. Warum seid ihr so grausam?“ Beschämt gingen die Mädchen zu ihren Betten zurück, und mit Mlle Reschs Hilfe wechselte Renate das Laken und zog sich an.

Renate blieb über ein Jahr in Sur Aspet, von Februar 1941 bis März 1942. Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie unglücklich und hatte keine Freunde.

KAPITEL 11

Weiter nach Limoges

In den ersten Monaten freute sich Renate über Post von ihren Eltern, Großeltern, Tanten und Onkeln. Aber sie waren so weit weg, und egal, wie sehr sie sich bemühte, die Augen zu schließen und sie vor sich zu sehen – die Entfernung schien immer größer zu werden.

Sie fragte sich, wer sie eigentlich war: Deutsche oder Französin? Ob sie je wieder bei ihrer Familie sein würde? Ob es doch einen Platz für sie gab, wohin sie eigentlich gehörte? Sie war so unglücklich, dass es jedes Mal große Mühe kostete, morgens aufzustehen, sich zu waschen und anzuziehen, etwas zu essen. Die einzige Zuflucht war die Schule, sie war eine gute Schülerin, und das Lernen zwang sie, sich auf etwas anderes zu konzentrieren als auf ihre Verzweiflung. Sie lernte Französisch und konnte es bald wie ihre Muttersprache sprechen.

Die übrige Zeit jedoch lebte sie in ihrer eigenen Welt. Einer Welt, in der sie sich ausmalte, wie sie das jüdische Volk retten würde, ganz wie es die Königin Esther getan hatte. Bevor sie einschlief, stellte sie sich vor, wie sie mit Eva Braun, Hitlers Freundin, sprach. Sie erklärte ihr dann, dass ein fürchterlicher Fehler gemacht würde, dass die Juden gut seien und es nicht verdienten, so behandelt zu werden. Renate war ganz sicher, dass Eva Braun gleich merken würde, wie nett jüdische Kinder waren – gleich, wenn sie sie kennen lernte. Dann würde sie zu Herrn Hitler gehen und ihn bitten, alle jüdischen Kinder zurück zu ihren Eltern zu schicken. Und alle würden wieder nach Hause gehen dürfen. Das einzige Problem für Renate war, dass sie Geld für die Fahrt nach Berchtesgaden aufreiben musste. Denn dort lebten Fräulein Braun und Herr Hitler. Doch Renate war sicher, dass sie einen Weg finden würde, um an das notwendige Geld zu kommen. Genau wie damals vor langer Zeit in München. Wie glücklich würden sie und all die anderen Kinder sein, wenn sie wieder bei ihren Eltern waren. Wie übergücklich würde sie selber sein!

Eines Tages besuchte Mme Salomon sie. „Renate, deine Eltern sind jetzt in einem anderen Lager. Es heißt Rivesaltes.“

„Geht es Mama und Papa gut?“; fragte sie ängstlich.

„Ja, es geht ihnen gut.“

Renate konnte jetzt freier atmen. „Und wie geht es Oma und Opa und all den anderen?“

„Deiner Oma, den Tanten und Onkeln geht es auch gut Sie sind alle in Rivesaltes.“

„Und Opa?“; fragte sie. Sie hatte gleich gemerkt, dass er nicht genannt worden war.

„Er ist auch gesund, aber er wird in ein anderes Lager verlegt. Es heißt Drancy. Sie werden dir sicher gleich schreiben, wenn sie sich eingelebt haben. Aber jetzt habe ich noch eine große Überraschung für dich, Renate. Deine Schwester Ellen kommt nach Poulonza, einem Kinderheim in Limoges. Ich weiß von deinen Eltern, dass es dir hier nicht gefällt. „

Renate unterbrach sie: „Ich hasse es hier!“

„Also gut, das können wir ändern. Deine Eltern möchten, dass ihr zusammen seid, du und Ellen. Deshalb schicke ich dich nach Poulonzat. Würde dir das gefallen?“

„Oh ja, sehr! Überall, nur nicht hier. Außerdem wird es toll, wenn ich wieder mit Ellen zusammen bin!“

Und so zog Renate wieder weiter. Bei ihrer Ankunft im Kinderheim von Limoges war sie überrascht, als sie Ellen sah. In dem einen Jahr, in dem sie sich nicht gesehen hatten, hatte sich die Dreijährige sehr verändert. Ellen war groß für ihr Alter, fast so groß wie die kleine

Renate war. Obwohl sie immer noch genauso hübsch war, war sie nicht mehr das Baby, das Renate gekannt hatte, sondern ein Kleinkind.

Ellen erkannte ihre große Schwester auch nicht gleich. Ein Jahr ist eine sehr lange Zeit, besonders für eine Dreijährige. Sie stand ganz still und starrte Renate an.

„Ellen, erinnerst du dich? Ich bin Rena.“

„Ja, vielleicht. Mama hat mir gesagt, dass du hier bist.“ Plötzlich verzog sie ihr Gesicht. „Ich will zu Mama“, sagte sie und brach in Tränen aus.

Renate wusste genau, wie sie sich fühlte. Sie wusste auch, was ihre Mama jetzt von ihr erwarten würde.

Sie legte die Arme um ihre kleine Schwester und hielt sie ganz fest. „Keine Angst, Ellen, ich bin hier und kümmere mich um dich. Wir werden es schon schaffen.“

Später am Tag fing Renate an sich zu wundern. Wie konnten ihre Eltern die kleine Ellen nur in ein Kinderheim schicken? Sie war doch noch ein Baby. Wieso nahmen sie Kinder auf, die erst vier waren. Als sie selbst nach Sur Aspet gekommen war, war sie acht gewesen, und das war schon eine Ausnahme. Die meisten anderen Kinder waren mindestens zehn. Was war also inzwischen geschehen?

Was Renate nicht wusste, war, wie gefährlich die Lage in Rivesaltes war. Rivesaltes war ein Auffanglager für die Deportation. Von dort wurden die Juden in Durchgangslager geschickt, wie zum Beispiel Drancy, und von dort nach Auschwitz, Maidanek, Sobibor und anderen Vernichtungslagern in Polen. Niemand wusste genau, was in Polen vor sich ging, aber die Gerüchte waren schrecklich. War es wirklich möglich, dass die Juden systematisch umgebracht wurden und dass Hitlers Endlösung die Vernichtung aller Juden auf der Welt war? War so etwas Entsetzliches möglich in einem zivilisierten Land im 20. Jahrhundert? Wenn es wirklich wahr war, dann musste man unbedingt so viele Kinder wie möglich retten und, selbst wenn man Babys von ihren Müttern trennen musste.

Der Krieg entwickelte sich ungünstig für die Alliierten. Die Vereinigten Staaten, England und ihre Verbündeten hatten hohe Verluste. Deutschland hatte einen großen Teil von Europa erobert, und die französische Untergrundbewegung tat alles, was in ihrer Macht stand um die Alliierten zu unterstützen.

Gustel Haberer arbeitete immer noch für sie. Er hatte vielen politischen Gefangenen bei der Flucht geholfen, und die Widerstandskämpfer der Résistance vertrauten ihm und respektierten ihn. Als sie herausfanden, was mit den Juden in Rivesaltes und im übrigen Europa geschehen sollte, kam einer von Gustels Kontaktpersonen mit einem Vorschlag zu ihm.

„Würden Sie, wenn wir Ihnen und Ihrer Frau zur Flucht verhelfen könnten, für uns arbeiten? Wir werden Sie ausbilden. Aber ich muss Sie warnen, Die Arbeit ist äußerst gefährlich!“

„Ich habe keine Angst und werde alles tun, was ich kann, um Hitler zu schlagen. Aber meine Schwiegereltern, meine Schwester und mein Schwager müssen auch mit. Sonst bleiben wir hier.“

„Das geht nicht. Das ist leider völlig unmöglich. Es wird schwer genug sein, Sie und Ihre Frau zu befreien. Haben Sie überhaupt eine Ahnung, wohin man die Lagerinsassen schicken will?“

„Wie jeder hier habe auch ich Gerüchte gehört, aber wir haben so viel zusammen durchgestanden. Wir werden bis zum Schluss zusammen bleiben“

„Überlegen Sie es sich noch einmal gut, Monsieur Haberer!“

An jenem Nachmittag hatte der Kommandant von Rivesaltes, der auch schon für das Lager in Gurs zuständig gewesen war, Gustel zu sich kommen lassen, unter dem Vorwand, er solle etwas reparieren.

Gustel war sehr geschickt, und er hatte schon öfter für den Kommandant gearbeitet. Der hatte den tapferen und intelligenten Mann schätzen gelernt. Plötzlich, ohne Gustel anzusehen, sagte er: „Jeder, der von hier entkommen kann, sollte die Chance nutzen.“ Gustel horchte auf; „Wollen Sie mir etwas sagen?“ – „Ja, flieh, wenn du kannst!“

„Ich kann nicht nur mich selbst retten und meine Familie im Stich lassen!“

„Wo du hingehen wirst, wirst du weder dir selbst noch deiner Familie helfen können. Rette dich, wenn du kannst! Rette deine Kinder! Bekämpfe die Boches! (Schimpfwort für die Deutschen) Möge G—tt mit dir sein und mögen wir uns wieder treffen, wenn die Boches geschlagen sind! Monsieur Haberer, ich verlasse mich darauf, dass Sie zu niemandem wiederholen, was ich gesagt habe.“

„Sie können mir vertrauen. Ich weiß, dass Sie mir die Wahrheit sagen, aber ich weiß nicht, was ich tun soll.“

„Entscheiden Sie sich bald! Es ist nicht mehr viel Zeit.“

Gustel zerbrach sich den Kopf. Wie konnte er Oma und seine Schwester ihrem Schicksal überlassen?

Er hatte sie doch immer beschützt. Aber was war, wenn der Kommandant Recht hatte und er würde weder ihnen noch sich selbst helfen können im nächsten Lager? Und was würde mit Ruth, Rena und Ellen geschehen? Er war auch für sie verantwortlich. Wenn er mit Ruth entkam, würde er nicht nur helfen, den Krieg gegen Hitler zu gewinnen, nein, er und Ruth würden vielleicht auch überleben und ihre Kinder wieder sehen. Die waren noch viel zu jung, um sich selbst überlassen zu werden.

Als die Kontaktperson wiederkam, sagte sie: „Wir glauben einen Weg gefunden zu haben, um ihre Schwiegermutter zu retten. Kennen Sie jemanden im unbesetzten Frankreich, bei dem sie wohnen kann? Irgendwo wo ihre fehlenden Französischkenntnisse keinen Verdacht erregen?“

„Ich habe Vettern in Brieve,“ antwortete Gustel. „Ich weiß, dass sie sie aufnehmen werden. Sie sind Elsässer. Geben Sie ihr falsche Papiere, die sie zur Elsässerin machen, und niemand wird sich wundern, dass sie kein Französisch spricht. Ich selbst werde alles tun, was Sie wollen. Aber bringen Sie meine Frau in Sicherheit! Lassen Sie sie nicht bei mir bleiben!“

„Das lässt sich einrichten“, antwortete Gustels Verbindungsmann.

Aber Ruth Haberer wollte Gustel nicht verlassen. Sie bestand darauf, bei ihrem Mann zu bleiben und die Résistance zu unterstützen, wo immer sie konnte.

Die Drei wurden aus dem Lager geschmuggelt und bekamen neue Namen und Identitäten. Die Haberers hießen jetzt Gerard und Renée Huber. Omas neuer Name war Madame Toni Ehrmann. Gustel und Ruth wurden an verschiedenen Orten ausgebildet. Gustel wurde in Sabotagearbeit unterwiesen und Ruth lernte Ausweise zu fälschen.

Da Renate keine Ahnung hatte von den Veränderungen im Leben ihrer Eltern, konnte sie auch keine Antwort auf die Frage finden, Warum die Eltern sie weggeschickt hatten.

Vielleicht hatten sie nur gewollt, dass Ellen und sie wieder zusammen waren. Weil sie einsah, dass sie den wahren Grund nicht herausfinden konnte, schob sie den Gedanken von sich. Sie war entschlossen, Ellen zu helfen.

Diese Einstellung aber half nicht nur ihrer Schwester, sie half auch Renate. Indem sie auf andere Gedanken kam und versuchte Ellen zuliebe Fröhlich zu sein, wurde sie wieder die alte. Ihr Interesse an den Menschen und ihrer Umgebung erwachte wieder. Obwohl sie ihre Eltern immer noch vermisste, fand sie neue Freunde, war glücklich und neugierig. Sie plapperte auch wieder wie früher.

Eines Tages führte ihre unstillbare Redelust fast zu einer Katastrophe. Sie flüsterte mit ihrer Freundin im Unterricht, als ihre Lehrerin warnte: „Renée, noch einmal und du verlässt den Raum!“

Renate versuchte still zu sein, aber plötzlich fiel ihr etwas ein, was sie unbedingt ihrer besten Freundin sagen musste. „Janine“; flüsterte sie.

„Renée“; erklang die Stimme ihrer Lehrerin. „Ich habe dir immer wieder gesagt, du sollst ruhig sein. Jetzt musst du draußen warten, bis ich dich rufe.“

Renate ging langsam zur Tür des Klassenzimmers. Ihre Augen wurden feucht.

„Ich gehe heim“; dachte sie, „ich werde Mme Jo erzählen, was geschehen ist, bevor es der Lehrer tut. Ich werde mir eine gute Ausrede Einfallen lassen. Vielleicht wird sie dann nicht zu böse auf mich sein.“

Sie machte sich auf den langen Heimweg. Noch nie war sie alleine gegangen, denn die Kinder mussten immer zusammen bleiben. Renate kam zu dem Weg, der am Wald entlang führte. Er sah sehr einsam und still aus. Sonst schwatzte sie immer mit ihren Freunden und hatte deshalb noch nie gemerkt, wie dicht der Wald war. Jetzt schien er dunkel und bedrohlich.

Plötzlich tauchte eine Gruppe deutscher Soldaten auf. Sie waren auf der Patrouille. Der Offizier stoppte vor Renate. „Wo gehst du hin“; fragte er.

„Nach Hause“; antwortete sie. Irgendetwas sagte ihr, dass sie lieber französisch sprechen sollte als deutsch.

„Um diese Zeit? Warum bist du nicht in der Schule?“

Renates Augen füllten sich mit Tränen. „Ich habe geschwätzt und die Lehrerin hat mich rausgeschmissen. – Ich wollte doch nichts Schlimmes tun!“ Und jetzt wünschte sie sich wirklich, sie hätte den Mund gehalten.

Der Soldat hatte Mitleid, als er ihre Tränen sah: „Ich habe auch so ein kleines Mädchen zu Hause. Sie redet auch manchmal zu viel. Jetzt versprich mir, dass du das nie mehr und wirst und dass du nie mehr allein durch den Wald läufst. Du weißt ja, dass der Osterhase dir keine Geschenke bringt, wenn du nicht brav bist.“

Renate erzählte ihm nicht, dass sie Jüdin war und zu ihr sowieso kein Osterhase kommen würde. Sie ließ ganz einfach den Kopf hängen und nickte. „Ich verspreche, dass ich nie wieder im Unterricht schwätzen werde.“

„Denk immer daran!“; sagte der Soldat. „Jetzt begleiten wir dich zum Waldrand, und dann läufst du, so schnell du kannst, heim. Es ist gefährlich für ein kleines Mädchen allein im Wald.“

Das musste man Renate nicht zweimal sagen. Sie rannte wie der Wind heim nach Poulouzat. Sie hatte keine Angst mehr vor einer einfachen Strafe. Das schien jetzt alles unwichtig geworden zu sein.

Als sie zu Hause ankam, hatte die Lehrerin schon angerufen und Mme Job informiert, dass Renate die Schule verlassen hatte. Als sie merkte, dass Renate verschwunden war, hatte sie Angst bekommen, dass die Deutschen das Kind aufgreifen und es nie mehr auftauchen würde. Deshalb war jeder erleichtert, als Renate wohlbehalten zurückkam, und niemand dachte daran, sie wegen ihres Verhaltens in der Klasse zu rügen. Keiner brauchte Renate mehr zu sagen, dass sie niemals mehr allein heim laufen dürfte.

Und eine Zeitlang schwätzte sie auch nicht mehr im Unterricht. Sie war glücklich in Poulouzat. Sie ging gern zur Schule, hatte ihre Freunde und ihre Schwester. Das einzige, was sie unglücklich machte, war, dass sie von ihren Eltern und den anderen Familienmitgliedern getrennt war.

Sie hatte ihre Eltern 18 Monate nicht mehr gesehen. 18 Monate, anderthalb Jahre- eine lange Zeit für jeden Menschen, aber für ein achtjähriges Mädchen war es eine Ewigkeit. Renate fragte sich, ob sie wohl je zu Ende gehen würde.

Eines Tages, im Oktober 1942, zwei Monate vor ihrem zehnten Geburtstag, kam eines der Kinder aufgeregt zu Renate: „Madame sagt, du sollst ins Büro kommen. Du hast Besuch.“

„Besuch? Wer ist es denn? Ist es meine Mama?“

„Ich weiß nicht. Geh schon! Dann siehst du es.“

Renate lief ins Büro. Als sie die Tür öffnete verflieg ihre Freude. Es war nicht ihre Mama. Es war überhaupt niemand, den sie kannte. Es war eine hübsche junge Frau. Renate knickste höflich. Madame lächelte.

„Ich habe eine gute Nachricht für dich, aber zuerst möchte ich dir Mlle Nicole vorstellen. Sie will dir etwas sagen.“

Renate lächelte und Mlle Nicole sagte: „Ja, Renée, ich habe wirklich gute Nachrichten für dich. Ich bringe dich und Ellen zu deinen Eltern.“

Renate lief zu Mlle Nicole hin und griff nach ihrer Hand: „Wirklich? Ganz ehrlich? Dürfen wir bei ihnen bleiben?“

Nicole schüttelte den Kopf. „Nein, leider nicht. Es wird nur ein kurzer Besuch. Danach bringe ich Ellen und dich in die Schweiz. Die Schweiz ist ein neutrales Land. Das bedeutet, dass sie am Krieg nicht teilnehmen und dass die Deutschen euch dort nichts antun können.“

„Aber ich will nicht in die Schweiz! Ich will bei meiner Mama und bei meinem Papa bleiben!“

„Ich weiß, was du fühlst, aber wir leben in keiner normalen, sondern in einer schrecklichen Zeit. Du kannst mit deinen Eltern darüber sprechen. Aber jetzt müssen wir uns beeilen, damit wir den Zug bekommen, der uns heute noch zu deinen Eltern bringt. Du darfst nur deinen Rucksack mitnehmen. Kümmere dich nicht um Ellens Gepäck, das wird Mme Job alles packen. Nimm einfach mit, was du unbedingt brauchst.“

Renate dachte einen Moment nach: Es hat keinen Zweck, Nicole zu überzeugen, aber ich weiß, dass ich Mama und Papa dazu bringen kann, dass wir bei ihnen bleiben. Ich weiß das.--- Besonders mein Papa. Er tut immer, was ich will. Ich denke mir richtig gute Gründe aus, so dass Papa und Mama nicht nein sagen können.

So dachte sie, lief in ihr Zimmer und holte den Rucksack. Was brauchte sie wirklich? Albert – den konnte sie nicht zurück lassen. Er war immer bei ihr gewesen. Ich bin vielleicht zu alt für einen Teddy, aber ich brauche ihn. Ich kann ihn einfach nicht dalassen.

Sie liebte Albert immer noch, der sie in Sur Aspet getröstet hatte und in Poulouzat – und auch früher in München und Freiburg. Glücklicherweise hatte er keine Arme und Beine. So konnte Renate ihn in den Rucksack quetschen. Sonst nahm sie nur noch den braunen Wollrock mit, den ihre Mutter ihr in der letzten Nacht in Gurs genäht hatte. Sie zog den blauen an, den anderen Rock, den ihre Mutter ihr gemacht hatte.

Renate verabschiedete sich von ihren Freunden.

„Ihr habt Glück. Ihr dürft eure Eltern besuchen“, sagte ihre Freundin Germaine. „Bleibt ihr bei ihnen?“

„Aber ja“, antwortete Renate fest.

„Wie ich mir wünsche, dass mir das auch passierte.“

„Das wird es ganz bestimmt!“

Die anderen Mädchen freuten sich auch für Renate und hofften, dass auch sie mit ihren Familien vereint würden. Die Mädchen umarmten und küssten sich. Dann winkte Renate ihnen noch einmal zu und kehrte ins Büro zurück. Ellen war schon da.

„Jetzt“, sagte Nicole, „habe ich noch etwas Süßes für euch.“ Sie gab jedem einen Riegel Schokolade.

Renate war begeistert. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal Schokolade gegessen hatte. Es musste Jahre her sein.

Tatsächlich war es die erste gewesen, bevor sie Gurs verließ. Sie dachte an den Mohrenkopf, den Herr Kaufmann ihr am letzten Tag in Freiburg versprochen hatte. Sie wollte gerade in den Riegel beißen, als sie eine bessere Idee hatte.

„Hör zu, Ellen“, sagte sie, „lass uns die Schokolade für Mama und Papa aufheben!“

„Gut“, sagte das kleinere Mädchen, und sie packten die Schokolade in Renates Rucksack. Was für ein Opfer für ein Kind, das Schokolade über alles liebte! Aber Renate hatte ihr noch etwas Wundervolleres versprochen. Sie würde ihre Mama und ihren Papa wieder sehen!

KAPITEL 12

Noch ein Abschied

Im Zug saß Renate, die inzwischen fast zehn war, ganz still, aber die fünfjährige Ellen fing an herum zu laufen. Plötzlich rumpelte der Zug und Ellen fiel hin. Sie stieß sich ihren Kopf und fing an zu weinen. Nicole sah sie ängstlich an.

„Renée, versuch sie zu beruhigen! Wir können es uns nicht leisten, die anderen auf uns aufmerksam zu machen.“

Renate lief zu Ellen und half ihr hoch: „Hör auf zu weinen, Ellen! Bitte, sei still!“ Aber Ellen weinte weiter.

„Ich verspreche dir was“, bat Renate verzweifelt, „wenn du still bist, darfst du den Schokoladenriegel essen und wir schenken Papa und Mama meinen. Sie können sich ihn teilen.“

Daraufhin weinte Ellen noch lauter: „Ich habe doch beide schon gegessen. Als du nicht hingeguckt hast, habe ich sie aus deinem Rucksack genommen und gegessen.“

Jetzt hätte Renate auch heulen können: „Wie konntest du nur? Wie konntest du so gemein sein?“

Als sie das Gesicht ihrer Schwester sah, fügte sie hinzu: „Also gut. Ich verzeihe dir, wenn du ruhig bist. Jetzt komm, setz dich neben mich! Ich erzähle dir eine Geschichte.“

Renate erzählte ihr die Geschichte von Hänsel und Gretel. Sie erinnerte sich, wie sehr sie das Märchen geliebt hatte, als sie so alt wie Ellen war.

Kurze Zeit später erreichte der Zug Brieve, die Stadt, wo ihre Eltern zu der Zeit wohnten. Die Drei liefen zur Wohnung der Haberers, die jetzt Hubers hießen.

„Mama! Papa!“ Renate umarmte und küsste ihre Eltern. Sie drückten sie und Ellen fest an sich, als wollten sie sie nie wieder loslassen.

Ruth Haberer sah ihre ältere Tochter an. „Ich kann es kaum glauben, wie du gewachsen bist, Rena.“, sagte sie und dachte an alles, was sie versäumt hatte.

„Ich bin immer noch nicht sehr groß“, antwortete Rena bedauernd.

„Aber du bist doch fast eine junge Dame. Fast zehn Jahre alt.“

Renate hatte sich wirklich verändert. Das ungestüme Kind war verschwunden. An seine Stelle war ein verantwortungsvolles Mädchen getreten. Erfreut und stolz stellte ihre Mutter die Veränderung fest, die sie nicht hatte miterleben dürfen.

„Ich kann es einfach nicht glauben, dass wir zusammen sind Und Ellen ist schon fünf Jahre, Zeit für den Kindergarten. Ich habe euch so vermisst! Jetzt müsst ihr mir alles erzählen, was ihr erlebt habt.“

Papa nickte zustimmend. Er hatte nur Augen für seine beiden Töchter.

Renate erzählte ihren Eltern jetzt alles, was in den letzten zwei Jahren geschehen war. Sie erzählte, wie unglücklich sie in Aspet gewesen war und wie gemein sie die älteren Mädchen behandelt hatten.

„Aber du warst doch glücklich in Poulouzat, oder?“; fragte ihre Mutter.

„Ja, da waren alle nett zu mir. Ich hatte viele Freunde, und Mme Job war sehr lieb zu mir. Aber ich war nicht so glücklich wie bei euch jetzt. Mama, Papa, können wir denn nicht bei euch bleiben?“

„Nein, Rena, das geht einfach nicht. Auch wenn wir euch so gerne bei uns hätten, es ist einfach zu gefährlich. – Rena, komm mit mir ins Schlafzimmer. Ich glaube, du bist alt genug um alles zu hören, was wir erlebt haben.“

Renate folgte ihrer Mutter still ins Schlafzimmer und war gespannt, was ihre Mama ihr erzählen wollte.

Als sie beide saßen, fing Mama an: „Rena, weißt du noch, als wir deportiert wurden? In jener Nacht im Zug wollten die Deutschen uns das bisschen Geld wegnehmen, das man uns erlaubt hatte einzustecken. Die Deutschen haben unseren Papa gezwungen ihnen beim Einsammeln zu helfen. Eine alte Frau hat sich geweigert und als ein Deutsche sie geschlagen hat, hat Papa ihn mutig gestoßen, so dass er zu Boden fiel.“

„Ja, Mama, ich erinnere mich und ich hatte solche Angst, dass sie Papa nicht gehen lassen würden. Und du hast geweint.“

„Ich war... ich hatte furchtbare Angst. Egal – und dann, als Papa ins Lager von Gurs gekommen ist, hat er organisiert, dass eine Gruppe von Gefangenen ihre ilot reinigte. Er hat gezeigt, wie engagiert er war. Davon hat auch die französische Résistance gehört und...“

„Mama“; unterbrach Renate sie, „Was ist die französische Résistance? Ich habe den Namen schon ein paar Mal gehört, aber niemand wollte mir sagen, was das ist.“

Ruth erklärte ihr die Untergrundbewegung. Sie beschrieb, wie man Gustel wegen seiner Tapferkeit angeworben hatte.

„Rena, du weißt, dass sie Deutschen Krieg führen, nicht nur gegen Frankreich, sondern gegen die meisten Länder Europas, gegen England und die USA. Und deshalb“; fuhr sie fort, „ist die Arbeit, die Widerstandskämpfer wie dein Vater, tun, so wichtig. Deshalb, Rena, müssen die Deutschen, um die Résistance hier in Frankreich zu bekämpfen, viele ihrer Soldaten hier einsetzen, obwohl sie in anderen Ländern kämpfen sollten. Dass diese Soldaten aber gegen die französische Résistance kämpfen müssen, schwächt die Boches. Wenn G—tt will, wird der Krieg bald vorbei sein und Deutschland besiegt. Und alle Menschen, die sie gezwungen haben, ihre Heimat zu verlassen, werden ihre Familien wieder finden und nach Hause fahren.“

Aber, Rena, die Arbeit der Résistance ist nicht nur wichtig, sie ist auch äußerst gefährlich. Und wenn ein Résistance - Kämpfer gefangen wird, wird man ihn vielleicht töten. Deshalb, verstehst du, arbeiten nur besonders tapfere Männer und Frauen für die Résistance.“

„O ja“; sagte Renate, „Papa ist sehr tapfer.“

„Ja, er ist einer der tapfersten Menschen, die ich je getroffen habe“; sagte Ruth. „Ich möchte, dass du weißt, Rena, das wir alle ohne deinen Papa in eins der furchtbaren Konzentrationslager gekommen wären.“

„Wo ist das? Ist das da, wo Opa ist?“

„Rena, Papa hat Großartiges geleistet –so großartig, dass die Deutschen alles geben würden, um ihn zu fassen. Leider haben sie erfahren, dass er zwei Töchter hat. Sie suchen nach euch.“

Papa hat seinem Verbindungsmann gesagt, dass er sich selbst ausliefern würde, um euch zu retten. Deshalb will euch die Résistance in die Schweiz schmuggeln.

Und jetzt lass uns zu Ellen und Papa gehen, damit wir alle zusammen sind. “

Als sie ins andere Zimmer zurückkehrten, machte Renate einen Vorschlag: „Sieh mal, ich kann doch jetzt Französisch. Niemand weiß, dass ich Deutsche bin, deshalb werde ich jetzt eine kleine Französin sein.

Die Deutschen werden nie erfahren, wer ich bin. Ich werde das gut machen, ich werde auf Ellen aufpassen und darauf achten, dass sie nichts verrät. Bitte, bitte, schickt mich nicht wieder weg. Bitte, Mama! “

„Renamaus“, unterbrach sie ihr Papa. „Da gibt es nichts zu besprechen. Ihr müsst in die Schweiz. Jetzt habe ich noch einiges, was ihr wissen müsst. Ich sage euch die Namen von zwei unserer Cousins in der Schweiz. Sie leben in Zürich, in der Schneckenmanstr.32, und sie heißen Louis und Nelly Kornmann. Du musst dir unbedingt diese Namen merken. Jetzt wiederhole sie noch einmal und auch die Adresse!“

„Louis und Nelly Kornmann---- aber ich will nicht weg. Nein, ich werde sie mir nicht merken!“

„Doch, du wirst! Ich gebe dir auch die Nummer von unserem Schweizer Bankkonto. Es ist genug Geld darauf, um alles zu bezahlen, was Ellen und du braucht.“ Er rasselte zwölf Zahlen runter. „Nun du, Rena!“

„Ich weiß sie nicht mehr“, antwortete sie trotzig.

„Rena, hör zu! Ich werde gleich sehr böse werden. Das ist eine ernste Sache. Das ist kein Spiel.“ Noch einmal wiederholte er die Zahlen.

Renate gab sie richtig wieder. Sie war so klug, dass sie – wenn auch widerwillig – die Zahlen ohne Fehler wiedergab.

„Und jetzt noch einmal die Namen der Cousins und ihre Adresse!“

„Louis und Nelly Kornmann, Schneckenmannstr.32 in Zürich.“

Die ganze Nacht hindurch ließ Gustel Rena immer wieder die Informationen wiederholen, die er ihr gegeben hatte. Doch Renate, umhüllt von der Wärme des Lächelns ihrer Mutter und vom fröhlichen Lachen ihres Vaters, hatte noch nicht aufgegeben.

Sie bettelte und quälte. Schließlich sagte Mama: „Rena, Liebes, hör mir zu! Du weißt, dass wir uns mehr als alles auf der Welt wünschen, euch bei uns zu haben. Aber im Augenblick ist das, wie ich dir erklärt habe, unmöglich. Renate, du und Ellen, ihr habt einen sehr tapferen Vater, und auch ihr müsst jetzt tapfer sein. Wir müssen alle unseren Teil dazu beitragen, um den Krieg gegen Hitler zu gewinnen. Und, Rena, ich weiß, dass ich dir nicht sagen muss, dass du mit niemanden darüber sprechen darfst, was ich dir gerade erzählt habe. Es würde deinen Vater, mich und andere Mitglieder der Résistance in Lebensgefahr bringen.“

Renate verstand zwar, aber sie wollte nicht. Sie versuchte mit ihrem Vater zu sprechen. Sie hatte ihn bisher immer um den Finger wickeln können. Jetzt zum ersten Mal hatte sie keinen Erfolg.
--

Plötzlich kam ihr eine Idee. Sie war sicher, dass es klappen würde. Sie sah sich im Zimmer um und fand Bleistift und Papier.

Ich werde einen Brief schreiben und so tun, als komme er von Oma Berta im Himmel, dachte sie. Ich weiß, dass Papa sie sehr geliebt hat. Er hat mich sogar nach ihr genannt, und er wird auf seine Mama hören müssen. Und so schrieb sie einen Brief:

Lieber Gustel,

Auch wenn du Frankreich unterstützen musst, um den Krieg zu gewinnen, so kannst du es noch viel besser, wenn deine lieben Kinder bei dir sind!

Deine Mama im Himmel

Doch nichts konnte ihre Eltern umstimmen. Wenn die Haberer auch sonst nichts tun konnten, sie wollten wenigstens dafür sorgen, dass ihre Kinder mit Gottes Hilfe diesen schrecklichen Krieg überleben würden.

Die ganze Nacht blieben sie zusammen und versicherten sich ihrer Liebe füreinander. Es war so schön und so schwer, weil sie wussten, dass sie sich bald würden trennen müssen. Ihre Arbeit war so gefährlich, und wenn man sie finden würde, würde man sie töten. Glücklicherweise glaubten die Mädchen nur, dass sie sie eine lange Zeit nicht sehen würden.

„Renate, vergiss nicht, was ich dir einmal gesagt habe! Eine Kirche ist ein Haus Gottes. Wenn du jemals Hilfe brauchst, dann such eine Kirche auf. Du kannst dich immer an eine Nonne oder einen Priester wenden. Viele von ihnen helfen jüdische Kinder zu retten.“, sagte Renas Mutter. Es war der sicherste Ort, den sie sich vorstellen konnte, als sie versuchte ihre Kinder zu schützen.

„Mama, und wenn die Menschen gemein zu mir sind? In Sur Aspet waren die Mädchen so gemein, und ich war so unglücklich. Ich habe jeden Tag gehasst.“

„Aber, Rena, du warst doch glücklich in Poulouzat. Wenn alles schlecht läuft und du unglücklich bist, dann denk daran, dass nichts ewig dauert. Versuch einen Weg zu finden, um deine Lage zu verbessern! Du bist mein tapferes, phantasievolles Mädchen. Bete zu unserem Herrgott, und er wird dich beschützen. Ich weiß, dass er das tun wird!“

Renate errötete, als ihre Mutter sie so lobte. Weil sie jetzt wusste, dass sie nicht in Frankreich bleiben konnte, beschloss sie ihre Eltern nicht weiter zu quälen und die verbleibende Zeit zu genießen.

„Gut, Mama, ich werde meinen Teil tun und gut auf Ellen aufpassen.“, „So kenne ich meine Rena. Ich weiß, dass du das wirst.“ Ruth drückte ihre Tochter an sich.

Renate hatte versucht es zu verschweigen. Aber sie musste ihrer Mutter von der Schokolade erzählen. Sie wollte, dass ihre Mutter wusste, wie sehr sie sie liebte.

„Mama, ich will nicht petzen, aber Nicole hat Ellen und mir Schokolade geschenkt und ich wollte sie für Papa und dich aufheben. Aber Ellen hat sie einfach gegessen. Ich weiß ja, dass sie klein ist, aber ich wollte sie doch euch schenken“, murmelte sie.

„O, meine kleine Rena! Es ist genug, dass du gekommen bist. Wenn ich mir vorstelle, dass Rena für uns auf Süßigkeiten verzichtet! Ich weiß, Liebling, wie viel sie dir bedeuten, und ich werde diese Erinnerung immer in mir tragen. Und, Rena, vergiss nicht, was ich dir gesagt habe, bevor du nach Sur Aspet gegangen bist: Wenn du einsam bist, schließ einfach die Augen, und Papa und ich werden bei dir sein.“

Die Nacht ging zu Ende. Der Morgen graute. Nicole kam, um die Kinder abzuholen. Sie fuhren im Zug nach Annemasse.

KAPITEL 13

Auf dem Weg in die Sicherheit

Sie erreichten Annemasse am Nachmittag.

„Komm“, sagte Nicole, „lass uns etwas spazieren gehen. Ich muss dir ein paar Dinge sagen.“ Ellen lief voraus. Sie war froh, sich nach der langen Zugfahrt wieder frei bewegen zu können. Renate wollte sie zurückrufen, aber Nicole hielt sie davon ab.

„Lass sie ruhig! Wir könne sie beobachten, denn ich will dir erklären, wie es heute Abend abläuft.“

Ich möchte nicht, dass Ellen es schon mitbekommt. Sie ist zu klein, um es zu verstehen und sie würde sich vielleicht verplappern.“

„Warum muss ich es denn wissen?“

„Es ist immer gut, wenn man vorbereitet ist. Man weiß nie, was geschehen wird, und ich habe versprochen, euch sicher in die Schweiz zu bringen.“

Also, wir gehen über die Schweizer Grenze, wenn es dunkel ist“, fuhr sie fort. „Es gibt keine Suchscheinwerfer, deshalb wird man uns nicht so leicht entdecken. Die Grenzposten hier sind Italiener, und man hat sie bestochen, damit sie uns nicht bemerken. Aber wir müssen ganz still sein, denn wenn wir ein Geräusch machen, können sie nicht mehr so tun, als ob niemand da sei. Ich möchte, dass du Ellen ganz nah bei dir behältst. Halte sie die ganze Zeit an der Hand und bringe sie dazu, mucksmäuschenstill zu sein.“

Wir werden erst eine kurze Strecke laufen, bis wir zu Eisenbahngleisen kommen. Die müssen wir schnell überqueren, weil kurz darauf ein Zug kommt. Unsere Flucht ist genau mit dem Fahrplan abgestimmt worden. Wir sollen auf der anderen Seite der Gleise sein, bevor man uns bemerkt hat. Dann wird der Zug uns vor den Wachtposten verbergen. Dort werde ich auch verlassen.“

Du kannst dann mit Ellen den Rest des Weges ohne Gefahr zurücklegen. Ihr folgt dem schmalen Pfad entlang der Gleise. Erführt euch direkt zur Schweizer Grenze. Dort seht ihr die Schweizer Fahne. Es ist ein weißes Kreuz auf rotem Grund. Und dort wird auch ein Wachtposten stehen, aber es ist ein Schweizer Soldat.

Der Stacheldraht soll verhindern, dass jemand rüber geht, aber du hältst den Draht einfach vorsichtig hoch, damit Ellen durchkriechen kann. Danach kriechst du auch durch. Hast Du das alles verstanden?“

„Nein, aber... ach egal!“ Renate hatte sich eigentlich weigern wollen Frankreich zu verlassen, aber sie wusste genau, dass das sinnlos sein würde. Sie war so unglücklich. Jede Sekunde brachte sie dem Abschied näher. Auch wenn sie nicht bei ihren Eltern sein konnten, so wären sie doch wenigstens im selben Land gewesen.

Der Gedanke in einem fremden Land zu sein, wo sie niemanden kannte, machte ihr Angst. Ich wollte, ich wäre älter. dachte sie. Dann könnte mich niemand zwingen zu tun, was ich nicht will. Dabei vergaß sie, wie hilflos die Juden unter Hitlers Regime waren. Sie vergaß, wie man sie aus ihren Häusern vertrieben und ihnen ihren Lebensmut genommen hatte. Ja sogar von ihren Kindern wurden sie getrennt.

Nicole unterbrach ihre Gedanken: „Wir gehen bis zum Abendessen spazieren, und dann bringe ich euch in ein hübsches kleines Café. Lass uns nicht mehr über die Schweiz sprechen! Wir tun einfach so, als wären wir eine glückliche Familie, die einen Ausflug macht.“

Die Dämmerung kam und die drei betraten das Café. Renate war aufgeregt. Hitler hatte den Juden verboten in Restaurants zu essen, und deshalb war sie noch nie in einem gewesen.

Als sie sich setzten, sah sie sich um. Es war ein gemütlicher Raum, und trotz aller Sorgen gefiel es ihr. „Bestellt, was ihr wollt!“; sagte Nicole, als man ihnen die Speisekarte brachte, „nicht, dass es heutzutage viel Auswahl gibt. Es gibt so wenig zu essen. Wisst ihr, das meiste, was wir anbauen, geht direkt nah Deutschland.“

Sie bestellten, was es gab, und trotz der geringen Auswahl fühlte sich Renate richtig wohl dort. Sie aßen und unterhielten sich, bis es dunkel wurde. Nicole bezahlte ohne Hast und nahm die Mädchen an die Hand.

Dann führte sie sie zum Bahnübergang. Sie krochen durch dichtes Gebüsch und legten sich auf den Boden. „Kein Wort!“; flüsterte Nicole, „Seid mucksmäuschenstill!“ Es war stockdunkel. Nur ein schwacher Mondstrahl erhellte den Weg. Renate konnte die leere Fläche erkennen und die silbrig glänzenden Schienen vor sich.

„Es ist gleich soweit“; flüsterte Nicole. Und in dem Moment kam ein deutscher Wachtposten vorbei. Die Deutschen hatten erfahren, dass die Italiener Juden ermöglichten, die Schweizer Grenze zu überqueren, und sie hatten sie, ohne Wissen der Résistance, durch ihre eigenen Leute ersetzt.

Nicole schluckte. Sie hatte furchtbare Angst und griff nach Renate.

„Lauft, Kinder, lauft! o schnell ihr könnt! Bringt euch in Sicherheit! Aber ich kann nicht mit euch gehen.“ Sprachs und verschwand in der Dunkelheit.

Renate stand wie angewurzelt da. Sie ergriff Ellens Hand und rannte los. Was soll ich bloß tun? Oh ja, die Gleise. Schnell rüber, bevor der Zug kommt! Sie zog an Ellens Hand, aber die war ganz durcheinander und zornig. Sie wehrte sich.

„Nein, nein! Ich gehe nicht. Du kannst mich nicht zwingen. Zieh nicht so! Lass mich!“; schrie sie.

„Ellen, wenn du nicht still bist, die Soldaten ...“

„Du hast doch keine Ahnung!“

Ellen, die groß für ihr Alter war, war eine schwere Last für die kleine Renate, aber sie zog sie immer weiter. Sie weinte fast.

Was soll ich tun? Ich will nicht weg. Ich will... ach, ich weiß nicht was. Was soll ich nur tun? Einfach weiterlaufen! sagte sie zu sich. Nicht denken, einfach laufen!

Als Ellen immer weiter in die Gegenrichtung zog und schimpfte, dachte Renate: Sie wird uns beide noch umbringen! Ich hasse sie! Ich hasse sie! Ich wünschte, ich könnte sie hier lassen, aber nein.

Papa und Mama würden mir das nie verzeihen.

Laut bat sie: „Ellen, komm, sei lieb!“

Da hörten sie eine Stimme. Ein Soldat rief: „Halt oder ich schieße!“

Renates Herz setzte aus. Was soll ich jetzt tun? Laufen! Immer weiter laufen!

Aber Ellen, die schon mit zwei Jahren nach Frankreich gekommen war, konnte kein Deutsch. Sie hatte die Sprache völlig vergessen. Alles was sie verstand, war, dass sich die Stimme wie die ihres Papas anhörte. Sie rief: „Es ist Papa. Es ist Papa. Ich will zu ihm!“

„Es ist nicht Papa. Der Mann will dich töten.“

„Nein!!“

Renate zog stärker. Sie war fast auf der anderen Seite der Gleise – nur noch ein bisschen weiter!

Aber unter dem Gewicht der Schwester fiel sie hin und verletzte sich am Knie. Steine von den Gleisen drangen in die offene Wunde. Blut spritzte. Der Schmerz nahm ihr den Atem und sie fing an zu weinen.

Was sollte sie tun? Ein Teil von ihr wollte liegen bleiben und aufgeben. Aber der Zug kam doch, Wenn sie nicht gleich aufstand, würde er sie überfahren. Sie wusste, was sie tun

musste und kam auf die Füße. Ellen murrte immer noch, erlaubte aber Renate sie über die Gleise zu ziehen.

Die Verzögerung gab dem Deutschen Zeit auch über die Gleise zu springen. Er folgte den Mädchen bis zur Schweizer Grenze. Alle paar Minuten rief er: „Halt oder ich schieße!“ Aber er richtete nie die Waffe auf sie. Er war so nah, dass Renate seinen Atem im Nacken spüren konnte. Aber er berührte sie nie. Vielleicht hatte er auch Kinder in ihrem Alter, vielleicht hatte er auch einfach ein gutes Herz und wollte nicht Krieg gegen Kinder führen. Doch wenn sie stehen geblieben wären, hätte er keine Wahl gehabt. Er hätte sie zurück ins besetzte Frankreich bringen müssen.

Renate und Ellen erreichten die Schweizer Grenze. Renate sah den Stacheldraht, die Fahne mit dem weißen Kreuz in der Mitte und ein Schild, auf dem „Schweiz“ stand. Sie entspannte sich, aber plötzlich sah sie den Soldaten dastehen. Er trug eine deutsche Uniform. Nicole hatte vergessen ihr zu sagen, dass die Schweizer Uniformen dieselbe Farbe wie die deutschen haben.

Was soll ich bloß tun? Ich weiß es nicht. Ich kann nicht zurück. Ich muss einfach weiter. Sie nahm Ellen, die sie in dem Augenblick von Herzen hasste, an die Hand, drückte sie nieder und stieß sie unter dem Zaun durch. Dieses eine Mal sagte Ellen nichts. Sie kroch schnell hindurch und war in Sicherheit, in der Schweiz.

Jetzt war Renate dran. Sie versuchte Ellen zu folgen, aber sie war erschöpft. Ihr Knie brannte höllisch und sie konnte sich nicht tief genug bücken um unter dem Draht durchzukriechen. Sie blieb stecken – in den spitzen Stacheln des Zaunes. Je mehr sie versucht sich zu befreien, desto mehr verhakte sie sich. Der Schmerz in ihrem Knie war jetzt unerträglich. Blut spritzte heraus, Sie war hilflos. Es war alles vorbei. Sie gab einfach auf. Sie lag da wie ein kleines Tier in der Falle.

Ellen sah nach ihrer Schwester. Sie begann zu schluchzen. „Rena, Rena, es tut mir so leid! Bitte, Rena, stirb nicht! Kriech weiter, so wie ich es gemacht habe. Verlass mich nicht, bitte! Rena!“

Der Schweizer Soldat sah, was vor sich ging. Er sah den Deutschen an, der dort stand. Der Deutsche sah ihn an. Der Schweizer Wachtposten wusste, dass er, wenn er seinen Fuß auf von Deutschen besetztes Gebiet setzte, getötet werden konnte, aber er konnte auch nicht einfach zusehen, wie ein Kind gefangen genommen wurde. Es musste einen guten Grund geben, warum zwei kleine Mädchen allein über die Grenze gingen. Er öffnete die Schranke, starrte den Deutschen an und befreite Renate vorsichtig. Er nahm sie auf seine Arme und brachte sie in Sicherheit.

Der deutsche Soldat drehte sich um und ging zurück

KAPITEL 14

Schweiz

Renate fand in der Schweiz bald wieder zu ihrer alten Fröhlichkeit zurück. Die beiden Mädchen wurden ins Lager von Camille gebracht. Jeder illegal Eingereiste musste zuerst in dieses Internierungslager.

Renate wurde dort verhört und erzählte den Beamten, dass sie Verwandte in Zürich hätte. Erfreut dass die Mädchen dem Staat nicht zur Last fallen würden, versprach man ihr zu versuchen, ihre Verwandten ausfindig zu machen. Dann brachte man Ellen auf die Kinderstation des Lagers. Renate jedoch kam ins Hospital. Das verletzte Knie mit den Steinchen in der Wunde hatte sich ernsthaft entzündet.

Renate war gerne im Krankenhaus. Sie lag in einem weißen sauberen Bett in einem sonnigen Zimmer. Die Schwestern kümmerten sich rührend um das tapfere kleine Mädchen, dass alleine die Grenze überquert hatte um sich und ihre kleine Schwester in Sicherheit zu bringen.

Sie brachten ihr leckere Schweizer Schokolade zum Essen und Bücher zu lesen. Zum ersten Mal seit Jahren wurde sie nicht nur beaufsichtigt, sondern man sorgte sich um sie. Sie brauchte nicht zu denken, zu planen oder selbst zu handeln. Sie wünschte sich, dass sie für immer dort bleiben konnte oder wenigstens bis zum Ende des Krieges, wenn sie wieder bei ihren Eltern sein konnte.

Ellen ging es nicht so gut. Sie wollte, dass ihre große Schwester bei ihr war. Jeden Tag brachte man sie ins Krankenhaus, um Renate zu besuchen, und jedes Mal fragte sie: ‘Wann bist du wieder gesund?’ Aber Renate lächelte nur und wenn Ellen wieder weg war, vertiefte sie sich erneut in ihre Bücher. Die Schwestern hatten sie mit den Werken von Johanna Spyri bekannt gemacht, der Schweizer Schriftstellerin. Als sie alle Kinderbücher gelesen hatte, die es im Krankenhaus gab, brachten sie ihr Bücher für Erwachsene.

Sie war völlig zufrieden damit, im Bett zu liegen und zu lesen, Egal was. Sie lebt in einem warmen sicheren Kokon.

Nichts jedoch dauert ewig. Ihr Knie heilte und im Dezember 1942, kurz vor ihrem 10.Geburtstag, schickte man Ellen und Renate in ein Kinderheim in Ascona. Sie sollten dort bleiben, bis man die Kornmanns gefunden hatte.

Das Heim in Ascona wurde von einer reizenden Dame geleitet, Lilly Volkart. Es war ursprünglich ein sehr erfolgreiches Internat gewesen. Aber als immer mehr jüdische Flüchtlingskinder ganz allein in die Schweiz kamen, hatte diese warmherzige und großzügige Frau ihr Haus für sie geöffnet. Es war ein schöner Ort. Renate traf Eva und Myriam Cohen wieder, ihre Freundinnen aus Offenburg, die auch den Weg hierher gefunden hatten. Renate wäre gerne dort geblieben, aber ihre Verwandten wurden schließlich gefunden.

Wieder eine Veränderung! Im April 1943 kamen Renate und Ellen nach Zürich. Die Kornmanns fanden es zu anstrengend, für zwei weitere Mädchen zu sorgen, und so wurden die Schwestern getrennt. Renate blieb bei den Kornmanns, und Ellen kam zu einer anderen Cousine.

Bald wurde Frau Kornmann krank und die andere Verwandte wurde schwanger. Keiner von ihnen wollte die Verantwortung für die Mädchen mehr tragen.

Außerdem waren Nachrichten durchgesickert, dass die Juden in den besetzten Gebieten in Todeslager deportiert würden. Die Kornmanns hatten Angst, dass, wenn Gustel und Ruth Haberer getötet würden, sie für die Schwestern sorgen müssten, bis sie erwachsen waren.

So schickte man die beiden auf verschiedene Internate, ihrem Alter gemäß.

Das Geld, das Herr Haberer auf seinem Konto hatte, reichte, um das Schulgeld zu zahlen, bis sie das Studium beendet oder eine Ausbildung abgeschlossen hatten. Sie konnten bis dahin in diesen Internaten bleiben, wenn ihre Eltern en Krieg nicht überlebten. Und zu der Zeit schien das recht wahrscheinlich.

Also, jetzt bin ich hier, dachte Renate, in Art-Goldau bei Fräulein Eichhorn und ihren schrecklichen Launen. Ich hasse es hier, und ich muss vielleicht für immer bleiben. Was kann ich nur tun? – Denk nach, Rena, sagte sie zu sich, Mama hat gesagt, dass ich immer eine Lösung finden würde, wenn ich es nur versuchte.

Das Problem beschäftigte sie bis zu dem Morgen, an dem Fräulein Eichhorn sie mit einem Auftrag in die Stadt schickte. Immer wenn es was zu erledigen gab, schickte sie Renate. Sie war das einzige Flüchtlingskind in der Schule, das fließend Deutsch konnte. Sie konnte nicht nur Deutsch. Durch ihren familiären Hintergrund und ihre Sprachbegabung, sprach sie auch Schwyzerdütsch wie eine Einheimische, einen schwierigen Dialekt der deutschen Sprache, den die Schweizer sprechen. Außerdem wusste das Fräulein und Renate wusste es auch, dass sie vom Unterricht des Fräuleins nicht viel versäumen würde. Alles was dort beigebracht wurde, war Deutsch, Schwyzerdütsch und einfache Mathematik. Die Schule langweilte Renate inzwischen sehr. In Sur Aspet und Poulouzat hatte ihr die Schule Spaß gemacht, aber hier lernte sie überhaupt nichts. Sie versteckte gewöhnlich ein Buch unter dem Pult und las heimlich während der Stunde darin. Renate wusste, dass das nicht richtig war, sie wusste, dass sie lernen musste. Oft dachte sie dran, wie ihre Mutter, als sie noch sehr klein war, sie nach Freiburg geschickt hatte, weil dort die nächstgelegene Schule war. Und wie sie darauf bestanden hatte, dass sie in Gurs zur Schule ging. Ihre Mutter hatte gesagt, dass es der Beruf eines Kindes wäre zur Schule zu gehen.

Sie dachte immer noch über dieses Problem nach, als sie die Stadt erreichte. Sie sah sich in dem hübschen kleinen Ort um. Er war umgeben von dem majestätischen Gebirgsmassiv des Rigi. Die kleinen Häuser mit den roten Dächern sahen aus wie die in Johanna Spyris Büchern. Und da drüben stand eine schöne katholische Kirche. Renate hatte einen Einfall.

Sie erinnerte sich, dass ihre Mutter ihr gesagt hatte, dass die Nonnen gute Menschen seien und ihr helfen würden. So setzte sie sich auf die Kirchentreppe und wartete, bis eine Nonne vorbeikam.

In der Zwischenzeit dachte sie über ihr Leben nach, wie allein sie war, wie weit weg von ihren Eltern Und dann - fing sie an zu weinen.

In ihrer Verzweiflung sah sie nicht, wie eine Nonne auf sie zukam.

„Wartest du auf jemanden?“; fragte sie freundlich.

„Auf Sie“; antwortete Renate.

„Kennst du mich denn?“ Die Nonne war überrascht.

„Nein, ich weiß nicht, wie Sie heißen. Aber ich weiß, dass Nonnen gute Menschen sind.“ Schwester Flora sah ihr Tränen verschmiertes Gesicht und fragte: „was ist denn los, mein Kind?“

„Ich habe keine Mutter und keinen Vater. Ich bin Jüdin und sehr unglücklich. Aber ich weiß, dass Nonnen gut sind. Das hat mir meine Mama gesagt. Und ich möchte gerne bei Ihnen bleiben, denn ich weiß, dass Sie nicht so gemein sind wie Fräulein Eichhorn.“

„Erzähl mir mehr! Wohnst du im Internat bei Fräulein Eichhorn?“

„Ja, und sie ist manchmal so gemein. Sie schlägt...“

„Hat sie dich geschlagen?“

„Nein, nicht mich, aber sie schlägt meine Freunde und sie schreit die ganze Zeit.“

„Habt ihr Kinder das verdient?“

„Ich weiß nicht“, sagte Renate ehrlich, „manchmal vielleicht. Wahrscheinlich ist das Fräulein nicht völlig schlecht. Sie hat organisiert, dass ich mit einer Gruppe Schweizer Kinder auf den Rigi klettern durfte, als ich sie darum gebeten habe. Und sie gibt mir Bücher aus ihrer eigenen Bibliothek zu lesen.“

Vielleicht hat sie nur keine Geduld mit Kindern, besonders wenn sie nicht gut Schwyzerdütsch sprechen.“

„Aber du sprichst fließend Schwyzerdütsch“, lächelte die Nonne.

„Ja, wissen Sie, ich bin in Offenburg geboren, im Schwarzwald. Da war es leicht für mich es zu lernen. Deshalb ist das Fräulein vielleicht netter zu mir als zu den anderen. Aber ich lerne bei ihr nicht viel, und meine Mama hat gesagt, die Schulbildung wäre so wichtig.“

„Gibt Fräulein Eichhorn denn keinen Unterricht?“

„Doch, sie bringt uns aber nur Deutsch bei und Schwyzerdütsch und einfache Mathematik. Das kann ich alles schon, und es langweilt mich.“

„Was machst du denn dann?“

Renate war die Frage peinlich, aber sie musste wohl die Wahrheit sagen. So seufzte sie und gestand: „Ich lege mir ein Buch auf den Schoß und lese darin, wenn sie unterrichtet. Sie hat viele gute Bücher.“

„Das scheint mir aber keine gute Lösung“, meinte Schwester Flora. „Warte bitte hier, bis ich mit der Mutter Oberin gesprochen habe.“

Renate wartete geduldig, bis die Nonne zurückkam.

„Die Mutter Oberin möchte mit dir sprechen.“

Schwester Flora brachte Renate in ihr Büro. Das Mädchen knickste, und als die Oberin sagte: „Nun erzähl mal, mein Kind, was dich bedrückt!“, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Und sie erzählte ihre Geschichte noch einmal.

„Ich habe keine Mama und keinen Papa. Ich bin ganz allein und unglücklich!“

„Was würde dich denn glücklich machen?“

„Ich würde gern hier bei euch leben und zur Schule gehen.“

„Das geht nicht. Bei uns leben keine Kinder. Wir haben eine Tagesschule.“

„Kann ich dann wenigstens hier zur Schule gehen?“

„Ich weiß nicht, wir müssen mit Fräulein Eichhorn sprechen. Die Eltern der anderen Kinder zahlen Schulgeld, und ich weiß nicht, ob Fräulein Eichhorn für dich zahlen wird.“

Renate machte das keine Sorgen, es würde sich schon eine Lösung finden.

„Ist es dir recht, wenn ich dem Fräulein Eichhorn erzähle, was du uns erzählt hast?“, fragte die Oberin Renate.

„Ich würde mir lieber den Ärger ersparen, aber wenn es der einzige Weg ist, um hier zur Schule zu gehen, dann bin ich einverstanden.“

Die Mutter Oberin dachte nach: Wenn das Kind nichts dagegen hat, dass ich mit Fräulein Eichhorn über das spreche, was sie mir erzählt hat, dann muss sie schon sehr unglücklich sein – unglücklich genug, um eine Strafe in Kauf zu nehmen.

Laut sagte sie: „Geh jetzt nach Hause, mein Kind, und ich werde sehen, was ich tun kann.“

Am selben Abend rief Fräulein Eichhorn Renate in ihr Büro. „Die Mutter Oberin hat mich angerufen. Ich höre, du willst auf eine katholische Schule gehen. Warum willst du das? Du weißt, du musst dann jeden Morgen einen weiten Weg laufen, und es ist im Winter sehr kalt hier, und es gibt viel Schnee. Hier brauchst du nur von einem Zimmer ins andere zu gehen, um in die Klasse zu kommen.“

Erinnern Sie sich noch, Fräulein Eichhorn, als Sie mich einmal mit in die Kirche genommen haben? Es hat mir so gefallen. Ich habe mich so wohl gefühlt. Deshalb würde ich wirklich gerne in eine katholische Schule gehen

Das Fräulein lächelte: „Ich glaube, das lässt sich einrichten. Die Mutter Oberin, sagt sie will dich als Stipendiatin aufnehmen. Ich weiß, du wirst eine sehr gute Schulbildung erhalten, weil ich selber dort war.“

Renate war begeistert. Es lief alles viel besser, als sie gedacht hatte.

Der erste Vorteil war, dass es den anderen Kindern im Heim helfen würde, wenn sie in die neue Schule ginge. Jedes Mal, wenn Fräulein Eichhorn wieder gemein zu ihnen war, würde Renate auf ihrem langen Schulweg darüber nachdenken. Sie würde Tränen vergießen,

und wenn sie in der Schule ankam, würden ihre Augen rot und geschwollen sein. „Warum weinst du?“; würde Schwester Flora fragen, und Renate würde ihr alles erzählen, Dann würde Schwester Flora mit der Mutter Oberin sprechen, und die Mutter Oberin würde mit Fräulein Eichhorn sprechen. Dann würde Fräulein Eichhorn, die eine gute Katholikin sein wollte, versuchen sich zusammen zu nehmen.

Es gab noch etwas Gutes. Renate sang gerne. Meistens sang sie auf dem Schulweg, und eines Tages hörte sie der Priester, der selber gerne sang.

„Möchtest du zur Frühmesse kommen?“; fragte er sie.

„Oh ja, ich singe so gern in der Kirche.“; antwortete sie.

Dann schlug der Priester vor, dass sie mit ihm nach der Messe frühstücken könne. Er wusste, dass sie jeden Morgen einen langen Schulweg hatte und dass sie so früh am Morgen ohne Frühstück aufbrechen würde.

Was für ein Glück! Die Haushälterin des Priesters war eine großartige Köchin und sie machte immer ein sehr leckeres Morgenmahl. Deshalb ging Renate jeden Tag zur Frühmesse und frühstückte dann mit dem Priester.

Außerdem bekam sie jedes Mal nach der Messe ein Heiligenbildchen. Wenn man zehn Bilder beisammen hatte, bekam man eine Überraschung. Renate fühlte sich wie im Himmel.

Sie war jetzt elfeinhalb. Zum ersten Mal seit drei Jahren fühlte sie sich aufgehoben und gewollt. Der Priester und die Nonnen in der Schule mochten sie wirklich. Sie lernte gern und das Beste war, sie hatte viele gute Freunde. Am liebsten hatte sie Klara. Renate bewunderte das Mädchen. Sie war voller lustiger Einfälle und geriet deshalb immer wieder in Schwierigkeiten. Doch sie machte sich nie Gedanken über die Folgen ihrer Handlungen. Darauf war Renate neidisch – dass sie einfach sie selbst sein durfte.

Klara trödelte auf dem Schulweg und kam zu spät. In der Pause blieb sie zu lange draußen. Sie machte die anderen nach. Einmal brachte sie die zahme Maus ihres Bruders mit in die Schule und ließ sie unter Schwester Clothildes Stuhl frei. Was für eine Aufregung! Die Nonnen waren sehr ärgerlich und sagten ihr, dass sie nicht in den Himmel kommen würde. Das beunruhigte Klara etwas, aber sie glaubte nicht wirklich daran.

Dann, eines Tages, ging sie zu weit. Ein hoher Geistlicher besuchte die Schule, und alle Kinder stellten sich auf, um ihn zu begrüßen. Er reichte jedem Kind die Hand und segnete es. Als Klara an der Reihe war, gab sie ihm die Hand, die sie vorher mit Kohle geschwärzt hatte. Er merkte es nicht und als er sich mit der Hand das Gesicht rieb, hinterließ er einen schwarzen Fleck auf seiner Wange. Die Kinder konnten das Kichern nicht zurückhalten. Die Nonnen waren wütend.

Im Klassenzimmer rief Schwester Maria Klara nach vorne: „Jetzt hast du es geschafft! Du bist eine Schande für deine Eltern und die ganze Schule, Du wirst ganz bestimmt nicht in den Himmel kommen!“

Klara schämte sich diesmal wirklich. Sie war kein schlechtes Kind, nur übermütig. Sie begann zu schluchzen, aber Schwester Maria rührte das nicht. Renate aber – und als Klara an ihrem Pult vorbei kam, flüsterte sie: „Keine Angst, ich reserviere dir einen Platz im jüdischen Himmel!“

Schwester Maria hatte das gehört: „Renate, zunächst einmal kann man keinen Platz im Himmel reservieren. Und außerdem: Was macht dich so sicher, dass du in den Himmel kommst?“

„Oh, da bin ich mir ganz sicher!“; antwortete das kleine Mädchen mit fester Stimme.

Renate hatte da keine Sorge. Sie wusste, dass sie immer versuchte gut zu sein. Und sie hatte das Gefühl, dass der liebe Gott nicht immer gut zu ihr gewesen war. Sie musste einmal mit ihm darüber sprechen, warum er ihr ihren Papa und ihre Mama genommen hatte. Der liebe Gott, so fand sie, schuldete ihr etwas.

An dem Tag ging Klara nach Hause und erzählte ihrer Mutter, wie nett Renate zu ihr gewesen war. Natürlich erzählte sie nicht, was sie selbst gemacht hatte, und ihre Eltern waren glücklich, dass Klara eine so gute Freundin gefunden hatte. Klara war nicht katholisch, sie war lutherisch. Ihre Eltern schickten sie in die Schule bei den Nonnen, weil es die beste weit und breit war. Aber die Kinder hatten sie nicht besonders nett behandelt. Deshalb freuten sich ihre Eltern so, dass ihre Tochter nun eine Freundin hatte, dass Renate sich zu sich ein luden und sie mit auf Ausflüge und Reisen nahmen.

Renate war mit ihrem Leben ganz zufrieden. Es war schön oder wenigstens so schön, wie es ohne ihre Familie sein konnte.

Jede Nacht, bevor sie einschlief, dachte sie sehnsüchtig an ihre Familie und stellte sich vor, wie sie alle um den Tisch saßen, heiße Schokolade tranken und knusprige weiße Brötchen aßen. Sie war sicher, dass sie eines Tages wieder zusammen sein würden.

KAPITEL 15

1945

Die Zeit verging. Die Tage wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten und die Monate zu Jahren. Renate war inzwischen zweieinhalb Jahre in der Schweiz. Sie war nicht unglücklich, aber sie war auch nicht glücklich. Sie schien die Tage zu zählen, bis sie wieder mit ihren Eltern vereint sein würde. Sie war gerne mit ihren Freundinnen zusammen, ging gerne zur Schule und freute sich an der herrlichen Schweizer Landschaft. Sie hörte nie etwas von ihren Eltern, aber sie wartete auch nicht darauf. Sie glaubte fest daran, dass sie am Leben waren und dass es ihnen gut ging.

Eines Tages, im April, jedoch änderte sich alles. Fräulein Eichhorn rief sie in ihr Büro. Ein Telegramm war gekommen. Ängstlich riss Renate es auf und überflog es, bis sie zur Unterschrift kam. Es war von ihrer geliebten Tante Martha, die nach Südafrika ausgewandert war, vor vielen, vielen Jahren.

Liebe Renate,

Onkel Ludwig und ich haben in den letzten drei Jahren alles versucht, um dich und Ellen zu finden. Endlich hat das Rote Kreuz euch in Art-Goldau entdeckt.

Wir möchten, dass ihr wisst, wie sehr wir euch lieben. Renate, egal was geschieht, du und Ellen, ihr werdet nie allein sein. Ihr werdet bei uns immer ein Zuhause haben. Sobald der Krieg vorbei ist, können wir euch nach Südafrika holen.

In Liebe, Tante Martha und Onkel Ludwig

Renate warf das Telegramm wutentbrannt auf den Boden. „Was zum Teufel denkt sie sich? Wie kann sie es wagen? Sie glaubt, dass Papa und Mama tot sind. Ich weiß, dass sie am Leben sind! Ich werde wieder bei ihnen sein! Ganz sicher!“

Sie brach in unkontrolliertes Schluchzen aus. Sie wollte nicht im Traum daran denken, dass ihre Eltern vielleicht entdeckt und getötet worden waren, „Nein! Oh nein!!“; schluchzte sie.

Fräulein Eichhorn legte die Arme um sie, zum ersten Mal in all den Jahren, die sie dort war – aber Renate stieß sie zurück.

Sie lief in ihr Zimmer und überließ sich dem verzweifelten Schluchzen, das ihren ganzen Körper erschütterte.

Sie weinte, bis sie keine Tränen mehr hatte. Immer noch zitternd dachte sie an die geliebte Tante. Sie erinnerte sich, wie sehr sie sie geliebt hatte und dass sie sogar versucht hatte zu verhindern, dass sie Deutschland verließ.

Widerwillig gestand sie sich ein, wie lieb es von Tante Martha und Onkel Ludwig war, dass sie an Ellen und sie dachten. Und schließlich fühlte sich Renate getröstet, weil es Menschen auf der Welt gab, die sie wirklich liebten und bei sich haben wollten.

Der Krieg in Europa ging zu Ende. Die Alliierten hatten am 6. Juni 1944 Frankreich besetzt, und am 8. Mai 1945 ergab sich die deutsche Armee. Gustel und Ruth Haberer hatten ihren Teil dazu beigetragen, dass Hitler besiegt worden war.

Die Résistance wollte sich für ihren tapferen Einsatz erkenntlich zeigen und fragte sie, wo sie in Zukunft leben wollten. Nach Deutschland zog es sie nicht zurück. Die Erinnerungen an dieses Land waren zu bitter. Sie hatten Angst in Brieve zu bleiben, weil manche Franzosen dort mit den Deutschen kollaboriert hatten, und Gustel schien das kein sicherer Ort für seine Kinder zu sein, besonders wenn die Leute erführen, dass ihre Namen Gustel und Ruth Haberer waren und nicht Gerard und Renée Huber.

Herr Haberer setzte sich mit all seinen Freunden der OSE in Verbindung, mit Andrée Salomon und Emma Lederer, die auch auf wundersame Weise überlebt hatten.

Ein Kinderheim in St. Etienne suchte einen Hausmeister. Sie konnten auch Ruth Haberer gebrauchen als Schneiderin. Selbst Oma bekam eine Aufgabe als Küchenhilfe. Das war, beschlossen sie, der beste Platz für sie, bis sie eine endgültige Entscheidung über ihre Zukunft treffen konnten.

Sie setzten sich auch mit den Kornmanns in Verbindung und planten die Rückkehr ihrer Töchter nach Frankreich.

Im Juni erhielt Renate wieder ein Telegramm, aber diesmal stieß sie einen Freudenschrei aus, als sie die Unterschrift sah. Die magischen Worte waren Papa, Mama und Oma.

Liebste Renate,

unsere innigsten Gebete sind erhört worden. Genau wie wir es dir versprochen haben, werden wir nun endlich wieder zusammen sein.

Wir können es nicht erwarten, Dich und Ellen in unseren Armen zu halten. Es ist so lange her und wir vermissen euch so sehr.

Wir haben mit Fräulein Eichhorn, Mlle Mireille und den Kornmanns, vereinbart, dass sie euch nach St. Etienne bringen, wo Papa, Oma und ich Arbeit in einem jüdischen Kinderheim gefunden haben.

Wir werden am Bahnhof stehen und auf euch warten. Rena, es sind nur noch wenige Tage!

In Liebe Mama, Papa und Oma

Renate konnte sich vor Freude kaum beherrschen. Ihre Mama! Ihr Papa! Ihre Oma! Sie und Ellen durften nach Hause, in zwei Tagen schon! Gerade Zeit genug um Abschied zu nehmen.

Am nächsten Morgen konnte sie ihr Glück immer noch nicht fassen, als sie sich auf den Weg zur Messe und in die Schule machte. Der Himmel war so blau, die Sonne so strahlend und der Morgen erfüllt von Glück. Aber nichts konnte auch nur annähernd so schön sein, wie die Leichtigkeit, die durch jede Pore ihres Körpers strömte.

„Vater“, sagte sie strahlend lächelnd, als sie in die Kirche kam, „ich gehe heim.“

„Heim? Und wo ist das?“

„Heim, ... heim, wo meine Mama, mein Papa und meine Oma sind.“

Du hast Recht, Renate. Ich werde unser gemeinsames Frühstück vermissen, aber ich freue mich sehr für dich. Gott schütze dich und bewahre dich!

Als sie ihren Freunden die Neuigkeit mitteilte, sagte Klara: „Was soll ich denn ohne dich tun? Ich werde dich schrecklich vermissen.“

Doch Renate konnte nicht traurig sein. Ihr ganzer Körper schien zu singen: „Ich gehe heim. Ich gehe heim. Ich sehe Papa, Mama und auch Oma. Mama.. Papa... Immer wieder.“

Beinahe drei Jahre hatten die Kinder ihre Eltern nicht mehr gesehen. Renate war beinahe 13 und Ellen fast acht.

Als Ellen nach Art-Goldau gebracht worden war, setzte Fräulein Eichhorn die Beiden in den Zug nach Zürich, wo die Kornmanns sich den Rest der Reise um sie kümmerten. Sie kauften für jedes Mädchen neue Kleider, weil sie wussten, dass man im gerade befreiten Frankreich wenig kaufen konnte. Dann stiegen sie in den Zug nach St. Etienne. Diesmal überquerten sie die Grenze nicht heimlich und voller Angst, sondern ganz offiziell und sicher.

Renate konnte ihr Glück kaum fassen. „Mama, Papa und auch Oma“, schienen die Räder des Zuges immer wieder zu sagen.

Doch plötzlich bemerkte sie Ellens Gesichtsausdruck. Sie schaute ganz unglücklich. Ihre Augen waren angstvoll.

„Ellen, was ist denn los?“

„Rena, ich kann mich nicht mehr an Papa und Mama erinnern. Ich weiß nicht mehr, wie sie aussehen. Was, wenn ich sie nicht erkenne?“, und sie fing an zu weinen. „Ich kenne meine eigene Mama und meinen eigenen Papa nicht mehr.“

„Du wirst sie erkennen, Ellen. Keine Angst! Ich weiß es.“

„Aber ich nicht. Ich kann mich einfach nicht erinnern. Ich kann es einfach nicht!“, seufzte sie.

„Dann werde ich sie dir zeigen. Ich verspreche es dir, Ellen. Bitte weine nicht mehr!“ Und auf der ganzen Fahrt tröstete Renate ihre kleine Schwester.

Endlich rief der Schaffner: „Nächste Station St Etienne!“

Ellen und Renate standen auf und liefen zur Tür. Es war ein schöner, warmer Junitag. Die Zugfenster waren geöffnet, und ein sanfter Hauch von Sommerluft wehte herein. Der Zug piff, als er in den Bahnhof einfuhr. Renate sah sich suchend auf dem Bahnsteig um. Sie sah drei Menschen, die beieinander standen. Das eine war eine schöne dunkelhaarige Frau, die vor einem hoch gewachsenen Mann stand, der eine lächelnde grauhaarige Frau am Arm hielt. Tränen strömten über Renates Wangen, und ein Lächeln erhellte ihr Gesicht. Als sie sich umwandte, um sie Ellen zu zeigen, ertönte ein Schrei, ein Freudenschrei – so voller Glück, dass er allen Mitreisenden den glücklichsten Moment in ihrem Leben ins Gedächtnis rief – ein Schrei von Ellen: „Mama ...“

Renate aber stand einfach nur da, die Freude überwältigte sie. Sie flüsterte: „Mama ... Papa ... und auch Oma!“

EPILOG

Und so – an einem sonnigen Tag im Juni wurde mein Traum wahr - nach fünf langen Jahren. Ellen und ich waren endlich wieder mit unseren Eltern und Oma vereint.

L'Allouette, das Kinderheim in St Etienne, das mein Vater mit Mme Claire leitete, war für uns das Paradies. Mme Claire, eine liebenswerte Katholikin, hatte viele Juden im Krieg gerettet.

Meine ganze Familie lebte und arbeitete dort. Mein Vater war der Hausmeister und erledigte alle Einkäufe, meine Mama hatte in kleines Zimmer, wo sie die Kleider für die Kinder nähte und meine Oma kochte. Alles was Ellen und ich tun mussten, war, gute Schülerinnen und glückliche Kinder zu sein.

Natürlich konnte unser Glück nicht vollkommen sein, denn wir mussten erfahren, dass man unseren Opa in Maidanar ermordet hatte und dass man unsere Tanten und Onkel, sowie die meisten anderen, die wir in Offenburg gekannt und geliebt hatten, deportiert und irgendwo in Polen ermordet hatte.

Glücklicherweise sind die Menschen stark, und als eines Tages meine Cousine Trudy auftauchte, als wir Briefe von meinem Vetter Richard bekamen, der in England überlebt hatte, als wir hörten, dass es Tante Martha und Onkel Ludwig in Südafrika gut ging und Vetter Robert mit seiner Familie in Chicago auch – da waren wir zufrieden. Und als ich sah, wie meine Mama wieder lachte und hörte, wie mein Papa wieder die Geschichten aus seiner Jugend erzählte, und als meine Oma wieder meine Lieblingslieder sang – da war meine Welt wieder in Ordnung.

In St Etienne traf ich drei besondere Menschen, die wichtig für mein Leben wurden. Zuerst Marushka, eine Dame, die wie eine rassige Zigeunerin aussah mit ihrem wilden Haarschopf, den bunten Kleidern und ihrem temperamentvollen Wesen. Marushka kam aus Rumänien und war nach Auschwitz deportiert worden mit ihrem jungen Ehemann und zwei kleinen Mädchen. Nur Marushka hatte überlebt. Meine Eltern trafen sie in St Etienne, und sie und ich wurden enge Freunde. Sie machte mich mit etwas bekannt, was eine wichtige und Freude bringende Bereicherung meines Lebens werden sollte: die jiddische Sprache und ihre Lieder. Marushka lebte mit M. Simoni zusammen, der vor seiner Internierung in Dachau und Bergen-Belsen Verleger einer der Berliner Tageszeitungen gewesen war. Marushka und M. Simoni taten beide manchmal so, als wäre ich ihr kleines Mädchen. Und an die Liebe, das Verständnis und das Wissen, die sie mir schenkten, denke ich auch heute, 50 Jahre später, noch oft zurück.

Die Dritte war Mme Claire, eine Frau, die meine ganze Familie liebte und respektierte, wegen ihrer aufopfernden Tapferkeit im Krieg. Aber Mme Claire war auch Schuld daran, dass wir St Etienne verließen. Denn mein Vater hatte entdeckt, dass zwei deutsche Soldaten sich im Keller von L'Allouette versteckt hielten, und von ihnen erfuhr er, dass Mme Claire eine geheime Gruppe von Nonnen und Priestern leitete, die deutschen Kriegsgefangenen bei der Flucht half.

Nach langem Überlegen beschlossen meine Eltern, es nicht zu melden, sondern einfach nur zu gehen. Sie rechtfertigten das damit, dass Mme Claire während des Krieges ihr

Leben riskiert hatte, um Juden in Not zu retten – und jetzt riskierte sie ihre Freiheit um Kriegsgefangene zu retten. Die Gesetze, nach denen sie lebte oder die sie brach, waren von Menschen gemacht und nicht von Gott, und deshalb legten sie Mme Claires Schicksal in Gottes Hände.

Die OSE in Paris bot meinen Eltern einen anderen Posten in einem Frauenwohnheim, Le Tremplin, in St. Genis Laval, einem Vorort von Lyon.

Le Tremplin war ein Heim, das junge verwaiste Frauen aufnahm, Holocaust-Überlebende, zwischen 15 und 18 Jahren. Ellen und ich waren die jüngsten dort und wurden sehr verwöhnt. Wir fanden viele Freunde.

Ellens beste Freundin war Mariette, ein außergewöhnliches Mädchen. Ellen wollte auch so perfekt wie Mariette sein, aber sie wollte es auf die leichte Tour erreichen. Sie trank eines Tages, beim Verlassen der Kapelle, das Weihwasser. Unglücklicherweise machte das Weihwasser einen nicht automatisch zum Heiligen, und Ellen blieb voller verrückter Einfälle, Übermut, Albernheit und Lebensfreude.

Das Einzige, was mein Glück trübte, war ein aufmerksamer Lehrer, der merkte, dass ich, obwohl meine Schulbildung vorwiegend in deutscher Sprache gewesen war, gut genug Französisch sprach, um von der einfachen Dorfschule in St. Genis, wo ich gerne war, ins Lyzeum in Oulins versetzt zu werden, wo ich viel arbeiten musste.

Im März 1947 verabschiedeten wir uns schweren Herzens von Oma. Sie fuhr zu Tante Martha und Onkel Ludwig, um bei ihnen in Südafrika zu leben.

Einige Monate später emigrierten wir nach Amerika. Vor der Abreise jedoch wollte mein Vater noch einmal nach Hause, in den Schwarzwald, fahren. Meine Mutter weigerte sich mit zu kommen, sie hatte geschworen, nie mehr deutschen Boden zu betreten.

Zuerst hielt mein Vater in Offenburg, wo er zwei Wunder erlebte und eine Enttäuschung.

Als die Gesetze herauskamen, die den Juden verboten, unbegrenzt Bargeld im Haus zu haben, hatte er 20 000 RM unter den Bodendielen unseres Esszimmers versteckt. Er hatte gehofft, dass dieses Geld unsere Überfahrt nach Amerika bezahlen würde, damit wir dann noch eine Rücklage hätten. Der Mensch denkt und Gott lenkt! Bei seiner Rückkehr nach Offenburg erfuhr mein Vater, dass das einzige Haus in der Zellerstraße, das von Bomben völlig zerstört worden war, unseres war.

Einer der ältesten und engsten Freunde meines Vaters war der Spediteur Willie Wussler. Nach der ersten Wiedersehensfreude bat Herr Wussler meinen Vater mit ihm zu kommen, weil er ihm etwas zeigen wollte.

Er nahm ihn mit in den hinteren Teil des Lagerhauses, wo er einige Kartons wegräumte, die die 12 Kisten verdeckten, die meine Großeltern mit nach Südafrika hatten nehmen wollen. Die Kisten hatte Herr Wussler zehn Jahre lang versteckt. Seine Erklärung war: „Gustel, ich wusste, wenn einer wiederkommt, dann bist du es.“ Er schickte uns die Kisten portofrei nach Chicago. Das sei ein Teil der Schuld, die niemand würde je wieder zurückzahlen können.

Wunder Nummer zwei hatte mit Arnold und Emma Lederer zu tun und mit Commandant Poirot, die meines Vaters Schutzengel gewesen waren.

Arnold Lederer, ein ehemaliger Offenburger und Freund meines Vaters war viele Jahre einer der Leiter der französischen Eisenbahngesellschaft gewesen. Er arbeitete nun für die französische Besatzung in Süddeutschland. Er und Emma lebten in Offenburg.

Die Lederers freuten sich sehr, meinen Vater wieder zu sehen und luden ihn gleich ein bei ihnen zu wohnen. Am ersten Abend erzählte mein Vater ihnen nach dem Abendessen, dass seine Familie und er die Einreiseerlaubnis für Amerika hätten. Seine einzige Sorge war, dass er, wenn er sich Geld für die Überfahrt leihen würde, nicht wusste, wann oder wie er es zurückzahlen sollte. Es sei denn, er könnte hier von den Besatzungstruppen ein Auto kaufen

(unmöglich für Zivilisten in Frankreich), es zurück nach Lyon fahren und es dort mit Gewinn verkaufen.

Arnold Lederer schlug vor, dass er seine Bitte dem französischen Kommandanten selber vorschlagen solle, ein Angebot, das mein Vater dankbar annahm.

Als Kommandant Poirot meinen Vater sah, sprang er von seinem Stuhl auf, nahm ihn in die Arme und sagte: „Haberer, Haberer, Gott sei Dank, haben sie überlebt!“ Es war derselbe Kommandant, der in Rivesaltes meinem Vater geraten hatte zu fliehen und zu kämpfen. Das Auto, das er ihm verkaufte, war in so hervorragendem Zustand und so billig, dass sein Gewinn unsere Überfahrt bezahlte und uns noch eine Rücklage für die ersten drei Monate in Chicago sicherte.

Im Juni 1947 starteten wir in Göteborg in Schweden und erreichten New York am 1. Juli.